Stich u. Druck d. Kunst-Anstalt v. C. Dittmarsch in Stuttgart.

Deutsche
Lustschlösser.

Erste Section:

Württembergische Schlösser.

Würzburg.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung.

1847.

Württembergische

Lustschlösser

von

S. Hänle.

II. Abtheilung:

Freudenthal, Solitude, Hohenheim, Bellevue und Rosenstein.

Mit einer Ansicht der Solitude.

Würzburg.

Verlag der Stahel'schen Buchhandlung.

1847.

Vorrede.

Der Reiz, der in den historischen Romanen liegt, beruht selten auf dem Werthe der Dichtung oder auch nur dem Schicksal derer, welche als die Helden dieser Romane erscheinen sollten. Nicht das Liebespärchen, das mit modernen Charakteren den Vordergrund einnimmt, die geschickte Gruppirung des geschichtlichen Hintergrundes ist es, was die Lesewelt anzieht und fesselt. Die eigenthümliche Mischung von politischer und Kulturgeschichte, die der historische Roman verlangt, die Inscenesetzung der Handlung, ihre Rückbekleidung in das vollständige Costüm ihrer Zeit, und nicht die ungeschichtliche sentimentale Zuthat, erweckt das Interesse und erhält es.

Diese Wahrnehmung veranlaßte mich zur Abfassung der württembergischen Lustschlösser. Ich wollte historische Genrebilder, Zeitbilder aufstellen, die dem größeren Publikum den Reiz eines Lesebuchs ge-

währten, und dabei doch nicht durch die Mischung von Dichtung und Wahrheit verwirren und irre führen. Daß ich mir dabei unsre vaterländische Vorzeit zur Bearbeitung wähle, hielt ich für Pflicht. Jeder Höfling der letzten französischen Ludwige ist bei uns ja bekannter, als ganze Perioden der deutschen Spezialgeschichte.

Es mußten allerdings mitunter abschreckende Gestalten geschildert werden, allein diese Gestalten sind nicht Geschöpfe der Poesie, die man nach Belieben hätte besser machen können, sie haben gelebt und konnten nicht übergangen werden. Andrer Seits bietet aber auch das Gemälde eine Fülle von erhebenden Handlungen, liebens= und verehrungswürdigen Persönlichkeiten dar.

Rücksichtlich der historischen Behandlung der geschichtlichen Thatsachen, die in dem Buche vorgeführt werden, hat sich der Verfasser nur die Freiheit erlaubt, daß er unbedeutendere Fakten zur Gruppirung der einzelnen Scenen manchmal um einige Jahre verrückte. Dahin gehört: daß Moser zur Zeit, wo der geschilderte Maskenball an Carl Alexanders Hof stattfand, schon aus Württemberg weg war, und daß der Besuch des Bischofs von Würzburg bei diesem Fürsten vielleicht nicht ganz so

fällt, wie gesagt wurde. Die Angabe, daß nicht eine Kammerfrau, wie gewöhnlich berichtet wird, sondern Mariana Pirker, die Vertraute der Gemahlin Carl Eugens gewesen, halte ich für geschichtlich begründet. (sieh Schillings Musiklexicon den Artikel Pirker.) ꝛc. Die Erzählung von der Entführung Franziskas und einzelne Anekdoten aus dem Leben König Friedrichs wurden mir von alten Leuten die am württembergischen Hofe lange gelebt, mitgetheilt. Die eingestreuten Gespräche sind, wo nur möglich, nach dem eigenen Sinne des Redenden (in Autobiographien und Briefen) gebildet, so namentlich die Unterhaltungen im Kapitel „Schubart." Zur Darstellung des Lebens der Grävenitz haben Urkunden, die mir vom Herrn Conrektor Pfaff in Eßlingen mit äußerst dankenswerther Bereitwilligkeit mitgetheilt wurden, treffliche Dienste geleistet. Auch mein lieber Freund, der Herr Hauptmann Dr. v. Spruner schenkte der Arbeit so viele Theilnahme und Verbesserungen, daß ihm wohl die Hälfte des Buches zuzuschreiben ist.

Daß Ludwigsburg bei weitem den größten Theil dieser Sektion einnimmt, erklärt sich aus der Bedeutung, welche dasselbe in der neueren Geschichte Württembergs hat. Es mußte gleichsam das Haupt-

gemälde werden, um welches die übrigen Lustschlösser sich als Nischenbilder gruppiren.

Da der Plan des Werkes nicht gestattet, ein fortwährendes Verzeichniß der treffenden Literatur zu geben, so mag hier eine Angabe der hauptsächlichst benützten Werke ihre Selle finden: die Schriften von Steinhofer, Sattler, Spittler, Pahl, Pfaff, Memminger, Zimmermann, Hoch, Pfister, Köstlin, Münch, Reinbeck und Hartmann, die Reisebeschreibungen von Pöllnitz, Keyssler, Gespräche im Reiche der Todten, Schubarts, Mosers und Gegels Autobiographie, Mauperts reine Wahrheit mit den Erwiderungen, die württembergischen Briefe, die cottaischen Gartenkalender, einzelne Flugschriften über Regierungshandlungen und das Leben Friedrichs, der Congreß von Wien vom Grafen de la Garde, Menzel, Hoffmeister: das Leben Schillers, der treffliche Roman von Kurtz: Schillers Heimathjahre ꝛc.

Die nächste Abtheilung wird wahrscheinlich die sächsischen Schlösser behandeln. Schließlich noch die Bitte, auf Seite 292 des ersten Bandes die Jahreszahl in 1775 zu berichtigen.

Der Verfasser.

Württembergische Lustschlösser.

II. Freudenthal.

Freudenthal.

Du wendest Dich links vom Neckar, nachdem Du seine Vereinigung mit der Enz und das Amtsstädtchen Besigheim gesehen. Ein Thal empfängt Dich; Du durchschreitest es, und nach mehr als einer Stunde Wegs gewahrst du ein Schloß und einen Marktflecken. Dieß ist das Ziel uns'rer Reise. Wir betreten das Schloß und seinen Garten. Weilen wir unter den Platanen an den Ufer des kleinen See's, dem Inselchen gegenüber, das so tief und düster von Trauerweiden überschattet wird. Dort kräuselt der Wind einen Haufen dürrer Blätter, die der Herbst von den Bäumen geworfen; schwer hängen graue Wolken nieder; kein Fuß regt sich weit und breit; dieß weckt in uns die rechte Stimmung für die trüben Geschichten, die das Schloß uns erzählen wird. Wenn es schon widerstrebt, die Glanzperiode einer Buhlerin zu schildern, die das Glück eines Landes ihren gewinnsüchtigen Zwecken geopfert, so ist es doppelt widerlich, ihre letzten Kämpfe mit an-

zusehen, ihr äußerstes Ringen, dem unabänderlichen Sturze zu entweichen, ihre Listen und Ränke, sich so gut wie möglich aus der Schlinge zu ziehen. Und dieß zu erzählen, gebietet uns die Geschichte dieses Landsitzes. Auch der Glanz von König's Friedrich Hof, wenn er sich hier beim Klange der Hüfthörner um seinen Fürsten sammelt, wird uns in keine bessere Stimmung versetzen können. Möge es daher gestattet sein, zuvor außerhalb des Schlosses ein Schlößchen aufzusuchen, in dem einst ein Held wohnte, der ganz geeignet ist, frohe, männliche Gefühle in uns zu erregen, uns mit dem ganzen Stolz zu umgürten, den der deutsche Name zu verleihen im Stande ist.

1. Hanns Carl von Thüngen.

In dem letzten Jahre des mordbrennerischen Kriegszuges Ludwig's XIV., kurz vor dem Frieden von Ryswyk erschien in dem Orte Freudenthal, das zu jener Zeit dem Administrator und Vormunde Eberhard's Ludwig, Friedrich Carl, gehörte, ein Mann, dessen Name damals ganz Deutschland mit Ruhm erfüllte, der kaiserliche General-Feldmarschall

Freiherr von Thüngen. Das ganze Oertchen lief zusammen, da man erfuhr, dieß sei jener Feldherr, von dem schon so mancher ausgediente Soldat Wunder der Tapferkeit und Züge eines geraden biedern Sinnes erzählt hatte. Ehrerbietig bildeten die Bauern eine Gasse und grüßten respektvoll, als der stattliche Mann mit dem ernsten, gebräunten und durchfurchten Antlitz, ein schwarzes Pflaster auf dem rechten Auge, das ihm eine Kugel geraubt, gefolgt von den herzoglichen Commissarien, durch ihre Reihen nach dem Schlößchen schritt.

Die Kunde, daß der fremde Herr General den Ort gekauft, verbreitete allgemeine Freude, und wenn auch nicht mit großen Feierlichkeiten, so wurde denn doch mit der größten Herzlichkeit der neue Gebieter begrüßt, als er mit seiner Gemahlin Maria noch in demselben Jahre in Freudenthal einzog. Natürlich, daß der Neugierde der Bauern nichts entging, was von dem Mobiliar des Kriegshelden hieher gebracht wurde. Man verwunderte sich über die vielen Bücher, da doch der Herr weder ein Pastor noch ein Amtsvogt sei, und staunte ganz besonders, daß die schweren Koffer, die mit so großer Mühe und Sorgfalt in's Schloß geschleppt wurden, nicht etwa mit Kremnitzern oder bayerischen Thalern, sondern mit eitel alten

heidnischen Münzen angefüllt seien. Bald wagte es auch ein Bauer, den neuen Gebieter, der sich bei allem Brummen doch recht gut und menschenfreundlich erwies, zu Gevatter zu bitten, und da erstaunten denn der Vater und der Herr Pastor nicht wenig, als er darauf bestand, daß der Täufling nach der üblichen Formel nicht allein dem Teufel, sondern auch des Generals speziellen Feinden, den Franzosen, entsagen mußte.

Thüngen weilte nicht lange im Schlosse. Zum Gouverneur von Philippsburg ernannt, hatte der gereifte Krieger nicht die Muße, um die Freuden des Landlebens zu genießen, sondern mußte mit Feind und Freund um die Sache Deutschlands und um seine eigene fortwährend streiten. Seine Gemahlin jedoch wohnte in Freudenthal und oft wohl mochten ihr dort die fortwährenden Klagen in den Briefen des Marschalls kummervolle Stunden bereitet haben. Man hatte ihm zwar eine der „höchst importanten" Gränzfestungen übergeben, allein man bewilligte ihm weder die gehörigen Summen, um sie in Stand zu setzen, noch war von „einer convenablen Gage" die Rede. Erst als 1703 das gleich schlecht befestigte Kehl gefallen war, dachte man an eine nothdürftige Herstellung der Wälle von Philippsburg, aber

zwischen Vorsatz und Ausführung war bei den schleppenden Reichsverhandlungen eine so große Kluft, daß der patriotische Thüngen im Angesichte der Gefahr in die eigene Tasche griff, um die nöthigsten Arbeiten vornehmen zu lassen. Scherzweise schrieb er an seine Gemahlin: „Ich habe nun die Ehre, daß mir das heilige römische Reich tausend Thaler schuldig ist.“ Nicht allein diese Summe, sogar eine Antwort auf seine Forderung um passenden Gehalt blieb man ihm sieben Jahre lang schuldig, bis ihm endlich ein Römermonat bewilligt wurde.

Es ist nicht unsre Aufgabe, den Zügen des 1704 zum Reichsfeldzeugmeister, 1708 zum Reichsgrafen erhobenen Helden zu folgen, wenn auch die Theilnahme Freudenthal's fortwährend seine Fahrten begleitete. Standen doch nicht allein seine Gattin, sondern auch seine Unterthanen für den geliebten Herrn in steter Sorge. Jede Anekdote, und wie viele waren damals von ihm im Munde des Volkes, wurde begierig erhascht und nacherzählt. Seine Strenge gegen die Marodeurs und die französischen Mordbrenner machte ihn beim Volke eben so beliebt als sein gerader Soldatensinn, der von Vornehmen und Geringen die eifrigste Pflichterfüllung forderte. Es rechnete ihm eben so hoch an, daß er sich nicht

scheute, einem Grafen von Arco, der Breisach feige an die Franzosen verrathen hatte, den Kopf vor die Füße zu legen, wie daß er den ersten der französischen Mordbrenner, den er in seine Gewalt bekam, lebendig in dasselbe Feuer werfen ließ, welches von diesem angeschürt worden war. Ein Wort, ein Mann, hieß es bei ihm. „So wahr ich Hanns Carl heiße," galt ihm so viel als einem Andern die heiligste Betheurung. Das benützte denn auch einmal ein pfiffiger Deserteur, welcher bei Thüngen sonst wohl gelitten gewesen. Der Bursche sollte gehangen werden und hatte vergebens um sein Leben gebeten. Endlich verlangte er noch eine letzte Audienz bei dem Feldherrn. „Gewähren mir Euer Exzellenz noch eine Bitte, aber: bei Hochdero „so wahr ich Hanns Carl heiße." Meinetwegen, wenn es nicht Sein Leben ist, so will ich sie Ihm erfüllen, so wahr ich Hanns Carl heiße. Schmunzelnd sagte darauf der Delinquent: „Nun gut, so schneiden mich Euer Exzellenz eigenhändig ab, wenn ich eine halbe Stunde oder so etwas am Galgen gehangen bin." So wahr ich Hanns Carl heiße, der Cujon hat's getroffen, nun kann ich ihn nicht einmal hängen lassen, brummte der Marschall in sich hinein. Einen Deserteur will ich aber doch nicht behalten. Da

— hier nahm er hundert Gulden aus seiner Schatulle — kauf Er sich los, und dann mach Er, daß er fortkommt. Wer aber die hundert Gulden in der Tasche behielt, ohne sich loszukaufen, dießmal aber glücklicher durchkam, war unser Bursche.

Es läßt sich denken, mit welcher Freude man unter diesen Verhältnissen die Nachricht vernahm, daß der Graf nach dem Tode des Markgrafen Ludwig von Baden durch Eugen zum Generalissimus des Reichsheeres vorgeschlagen wurde. Leider folgte man dem Rathe des erfahrnen Prinzen nicht. Der Reichstag wählte den Markgrafen Christian Ernst von Bayreuth zu dieser Würde, und dieser ließ sich sofort von Villars schlagen.

Unser Held sollte das Ende des blutigen Krieges, in dem er sich so viele Lorbeeren erworben, nicht mehr erleben. Ein Schlagfluß endete seine Laufbahn am 8. October 1709 zu Speyer, und mit aufrichtiger Betrübniß folgten die Bewohner Freudenthals der Leiche, die nach seiner eigenen Wahl in ihre Kirche versenkt wurde. Das Zeugniß, welches ihm das dortige Todtenbuch gibt, ist bezeichnend genug für die Liebe, die ihm zu Theil geworden: „Er war ein lauterer evangelischer Israelite, in welchem kein

Falsch, ein seinen Unterthanen sehr gnädiger Herr und treuer Vater."

In der von dem Administrator Friedrich Carl erbauten Kirche links von der Kanzel erhebt sich die fleißig in Marmor gearbeitete Bildsäule, die Thüngen in seiner Marschallsuniform darstellt; zu den Füßen rechts und links weinende Genien. Im Sockel des Denkmals gewahren wir ein Basrelief, das einen Reiterangriff, den Marschall an der Spitze, zeigt. Die lateinische Inschrift, im pompösen Style jener Zeit, rühmt seine Tugenden, nennt seine Würden und belehrt uns, daß seine Gemahlin und Neffen aus der Familie Thüngen, Voit von Salzburg und Zobel, dieses Denkmal haben errichten lassen.

Noch in den zwanziger Jahren unsres Jahrhunderts konnte man hier seinen Körper in den Resten seiner Uniform, den Degen zur Seite, erblicken. Seitdem erst wurde die Gruft zugemauert. Das Schlößchen steht noch und ist jetzt von einigen jüdischen Familien bewohnt.

2. Das Ende der Grävenitz.

Freudenthal kam 1727, zu einer Zeit also, wo die unwürdige Maitressen-Herrschaft der Grävenitz auf ihrem Höhenpunkte stand, durch Kauf in das Eigenthum derselben. Sie erlangte durch das Gut Sitz und Stimme auf der schwäbischen Ritterbank und baute sich so eine Staffel mehr zu der Größe ihrer Macht. Daß auch zu dieser Erwerbung die Kasse des Herzogs herhalten mußte, bezeugen ausdrücklich ihre Anklageakten. Weil gerade kein Geld vorhanden, scheute sie sich nicht, wie in diesen behauptet wird, Land und Leute, Rechte und Gefälle nach ihrem Belieben zu verpfänden. Bönnigheim mit noch einigen kleineren Orten wurden an Churmainz als Pfand für die dort aufgenommene Kaufsumme gegeben. Seit der Zeit nennt sie sich in ihren Unterschriften: „Christine Wilhelmine Reichsgräfin von Würben und Freudenthal, regierende Gräfin zu Welzheim, Frau auf Freudenthal und Neckarboyhingen, geborne Freiin von Grävenitz.“ Ein stattlicher Titel für so schlechten Gehalt! Der Baumeister Retti wurde sogleich nach Freudenthal beschieden, und unter seiner Leitung erstanden die beiden aneinander gebauten Schlößchen mit einer Orangerie und weitläufigen

Anlagen, die auch den sogenannten Kugelsee umfaßten. Eine hohe Mauer schloß den Garten, in dem es an schattigen Lauben und traulichen Plätzchen aller Art nicht fehlte. Allein bald genug sollten sie verödet stehen, oder wenigstens nur die Klagen die Maitresse um den entschwundenen Glanz vernehmen.

Nachdem Eberhard Ludwig mit seiner Gemahlin sich wieder vereinigt, wollte man um jeden Preis die Friedensstörerin entfernt wissen, und unter solchen Verhältnissen erlangte sie einen Vergleich, der sie in allen ihren Besitzungen schützte und ihr sogar den jährlichen Gehalt von zehntausend Gulden sicherte, wenn nur „sie sich mit aller Behutsamkeit aufführt, alle Collisionen und Mißhelligkeiten vermeidet und des Herrn Herzogs hochfürstliches durchlauchtigstes Herz mit dero durchlauchtigsten Frau Gemahlin in beständiger Liebe bis in den Tod vereinigt bleibe."

So sehr fürchtete man sich vor ihr, und wahrhaftig, das weiland arme meklenburgische Fräulein hätte zufrieden sein können. Es schien auch wirklich an dem, und es hieß allgemein, sie bereite ihren Abzug aus dem Lande vor und wolle abwechselnd in Heidelberg und Frankfurt leben. Allein in der That war die Grävenitz noch keineswegs gesonnen, so leichten Spieles das Feld zu räumen, und, weil

ohnmächtig in allen andern Mitteln, griff sie abermals zu den vermeintlichen Künsten der Magie, die verlorene Liebe wieder zu gewinnen. Sie schrieb von Freudenthal aus einen Brief an den Kammerdiener des Herzogs, von dem sie gegen große Summen einige Tropfen von dem Blute Eberhard's verlangte. Der treue Diener jedoch, der befangen in dem Wahne der Zeit, für das Leben seines Herrn bangte, verhehlte demselben das gestellte Ansinnen nicht.

Dieß entschied über ihr Schicksal. Am eilften October 1731, während die Grävenitz, über neue Entwürfe brütend, noch im Schlafzimmer wachte, erhob sich auf einmal großer Tumult in Freudenthal. Die erschrockenen Diener meldeten, daß an der Spitze von zwei Compagnien der württembergische Oberst von Streithorst in dem ritterschaftlichen Ort eingerückt sei; einige Leute, welche die Sturmglocke ziehen wollten, habe man gefangen genommen, der Kirchhof sei besetzt und eine Abtheilung marschire bereits auf das Schloß zu. Diese Nachricht bestätigte sich nur allzubald. Das Schloß wurde umzingelt, und während das vordere Thor mit Gewalt erbrochen ward, schwangen sich Andere über die Gartenmauer, um auch hier die Eingänge zu besetzen.

Die Stiege, welche zu dem Schlafcloset führte, war verschlossen. Der Oberst verlangte Einlaß, und als dieser nicht gewährt wurde, drohte er die Thüre erbrechen zu lassen. Nun öffnete man, und von Streithorst mit drei seiner Offiziere eilte die Treppe hinauf. Während nun die Dienerschaft bemüht war, die Eindringenden einige Minuten aufzuhalten, benützte die Grävenitz diese Frist, die wichtigsten Papiere zu verbrennen oder bei Seite zu schaffen. Der Oberst ließ sich nicht länger zurückhalten und trat mit gespannter Pistole vor das Bett der Maitresse. Sie fiel in Ohnmacht; was wollte sie auch anders thun! Allein Streithorst war keineswegs der Mann, auf den solche Kunstgriffe der abgebleichten Schönheit Eindruck machten. Er eröffnete seinen Befehl, sie zu arretiren, und setzte hinzu: daß er Gewalt brauchen müsse, wenn sie sich nicht in Güte fügen wolle. Vergebens berief sie sich auf die Versprechungen Eberhard's, auf die herzogliche Amnestie und endlich darauf, daß sie, eine Reichsfreie, hier auf reichsfreiem Boden stünde. Alles umsonst. Nur kurze Zeit wurde ihr gegönnt, sich anzukleiden, sie mußte als Gefangene in ihren eigenen Wagen steigen, in einen andern wurde ihr Kanzleirath Rötter und ihr Sekretär Krippendorf gesetzt, und so gings unter

starker militärischer Begleitung nach Cannstatt, wo sie im Posthause untergebracht ward.

Nun wurde sie krank. Allein auch das half nichts, und man führte sie andern Tags nach Urach. Hätte sie die Klugheit besessen, sich hier ruhig zu verhalten, so wäre sie wahrscheinlich schlimmerer Begegnung entgangen. Allein sie pochte auf das Unrecht, das ihr allerdings dießmal widerfahren, und vergaß darüber, wie viel Unrecht sie selbst dem Lande zugefügt, und wie gefährlich für sie die Erbitterung aller Württemberger vom Höchsten bis zum Niedrigsten werden könnte. Die schwäbische Ritterschaft, die durch den gewaltsamen Einfall der herzoglichen Soldaten zu Freudenthal allerdings in ihren Rechten tief gekränkt war, unterstützte sie, und eine Fluth von Streitschriften überschwemmte den Reichshofrath.

Sie sollte nun aus der Stadt auf die Veste Hohenurach gebracht werden. Auf's Neue suchte sie durch Ausflüchte aller Art, durch vorgeschütztes oder wirkliches Unwohlsein sich dieser engern Haft zu entziehen. Die Erzählung, welche sie in ihren Beschwerdeschriften über diese Vorgänge entwirft, lautet wirklich kläglich genug, und giebt uns ein grelles Gemälde von der rohen Gewalt, mit der die Sol-

dateska sie behandelte, und der großen Angst, mit der sie ihrem Schicksal entgegen sah. Ihr Betragen ruft unwillkürlich den bekannten letzten Ausruf der Du Barry „encore un moment Monsieur le bourreau" in's Gedächtniß. Am 16. Mai 1732 nämlich ließen sich kurz vor Mittag der Oberstlieutenant von Carelin und der Hauptmann von Winzewahl bei ihr melden. Sie bat um eine Stunde Geduld, da sie seit drei Wochen nicht geschlafen. Ihr Ansuchen wurde abgeschlagen, und die beiden Offiziere in Begleitung zweier Andern verkündeten ihr den Befehl, sie auf die Veste zu bringen. Mit tausend Thränen, bei der Barmherzigkeit Gottes flehte sie um die Gefälligkeit, die Herren Offiziere möchten dem Herzoge melden, sie sei unbäßlich und könne das Bett nicht verlassen. Der Oberstlieutenant gab trocken zur Antwort: die Frau Gräfin soll nur nicht viel Worte machen, aufstehen, sich ankleiden und gleich einsitzen, sonst würde er sie herausreißen lassen. Jetzt verlangte sie ein paar Löffel Suppe zu essen. Rund abgeschlagen. Um die fünf Wunden Jesu willen bat sie auf's Neue, ein Memorial an die Durchlaucht aufsetzen zu dürfen. Auch dieß verweigerte Carelin.

Nun — die Stelle klingt zu naiv, als daß wir sie hier nicht wörtlich anführen soll-

ten — „da keine Gnade und Barmherzigkeit mehr für sie vorhanden, fiel sie im Beisein des Herrn Oberstlieutenants in eine starke Ohnmacht.“ Der jedoch blieb völlig gleichgültig und pressirte nur immer auf den Abgang, und als ihm endlich die Geduld riß, rief er aus: „Es braucht keines weitern Raisonnirens, fort muß sie und sollte ich sie todt hinauf bringen.“ Allein immer noch wich die Grävenitz nicht. Nach der Ohnmacht supplizirte sie um eine halbe Stunde, um sich erholen zu können. Die gewährte er ihr endlich, trat aber mit dem Glockenschlage wieder vor ihr Bett. Sie machte Anstrengung, sich aufzusetzen, es gelang nicht. „Ich will ihr helfen,“ sagte Carelin, und beorderte acht Grenadiere um ihr Lager herum. Der Hauptmann von Romann nahm zwei lange Handzwehlen, breitete sie auf den Boden aus und machte Anstalten, die Frau Gräfin mit dem Bette hineinbinden zu lassen. Die Soldaten zögerten noch. „Greift in des Teufels Namen zu,“ schrie der Oberstlieutenant. Romann nahm sie am Kopfe, die Grenadiere hoben sie auf — das vermochte sie, sich zu fügen, sie bat, man möge abtreten, sie wolle sich ankleiden. Unter fortwährenden Ohnmachten der Grävenitz — die Klagschrift zählt deren viere — unter beständigen Drohungen des

Oberstlieutenants — man war einmal gezwungen sie auf einen Stuhl zu binden um sie fortzubringen — wurde sie endlich in den Wagen gehoben, „ganz schwarz und blau an den Armen von dem groben Benehmen."

Im Gefühle ihrer Schuld hatte sie wohl Schlimmeres gefürchtet, als ihr widerfuhr. Ihre Haft war zwar hart und streng, allein schon nach Verlauf eines halben Jahres kam ein Vergleich zu Stande. Ihr Bruder, welcher noch immer Minister war und nur ihre Entfernung vom Hofe beabsichtigte, in Vereinigung mit dem kaiserlichen Gesandten, Graf Kinsky, brachten eine Uebereinkunft zu 'Stande, welche ihr auf Lebenszeit Welzheim und ihr ganzes Mobiliarvermögen ließ, und für die übrigen Besitzungen eine baare Entschädigung von 200,000 fl. gewährte. In den Vergleichspunkten wird besonderes Gewicht auf die Zurückgabe des herzoglichen Traurings und auf die Haare gelegt, die sie noch von Eberhard besitze.

Unter starker Bedeckung, denn das Volk, welches sie gleichsam triumphirend mußte abziehen sehen, hätte sie sonst aus dem Wagen gerissen und eigene Justiz geübt, wurde die Grävenitz an die Gränze gebracht, von wo sie sich nach Heidelberg begab.

Dem Rechtsbewußtsein der Württemberger war

zu wenig geschehen. Diese Ansicht herrschte in allen Kreisen, und so kam es, daß nach dem Tode Eberhard's Ludwig, mit dem Sturze der ganzen Grävenitz'schen Parthei noch einmal der Prozeß gegen sie eingeleitet wurde. Jetzt erst enthüllte man ohne Scheu das vollständige Gewebe ihrer Ränke, und das peinliche Gericht schildert in einem ausführlichen Gemälde das viele Unheil, welches sie über Württemberg gebracht. Die Verbrechen, deren man sie anklagte, waren Bigamie, Majestätsverbrechen, Fälschung ꝛc., die Anschuldigung der Zauberei durfte natürlich nicht fehlen. Auch eines Mordversuchs gegen die Herzogin wurde sie beschuldigt. Carl Alexander verlangte ihre Auslieferung, und wäre diese erfolgt, dann war ihr Loos geworfen, denn das Urtheil lautete auf Tod So hielt sie sich auch in Mannheim, wohin sie in den Schutz des Churfürsten geflohen, nicht mehr für sicher. Ihre Briefe an ihren Amtmann Paul Fries in Freudenthal, — denn trotz des Vergleichs hatte sie dieses nicht abgetreten — sind von Befürchtungen angefüllt, und stets war sie in Besorgniß, ihre Correspondenz möchte aufgefangen werden Sie dachte der eigenen Kunstgriffe. Das Andringen Alexander's wurde immer lebhafter, und die Gräfin hielt es für gerathener, nach Berlin zu gehen Hier und selbst

in Wien erwarb sie sich durch ihr Geld und ihre Intriguen einflußreiche Freunde. Ein eigener Gesandte wurde von Carl Alexander zur Betreibung der unangenehmen Geschichte nach Wien geschickt. Allein, obgleich er vorstellte, wie empfindlich es für den Herzog sein müsse, wenn eine so famöse Person gegen ein altfürstliches, um Kaiser und Reich hochverdientes Haus Schutz finden solle, obgleich Tausende ad captandam benevolentiam von ihm ausgetheilt wurden, die Sendung erreichte ihren Zweck nicht. Selbst am Ludwigsburger Hofe gewann die Gräfin ihre Beschützer. Schon von Heidelberg aus schrieb ein gewisser Burkardt an den Freudenthaler Amtmann, er solle fleißig in Ludwigsburg spioniren und dazu wären die Juden am tauglichsten. Damals aber spielte ein Jude dort die Hauptrolle. Die Maitresse Eberhard's schickte dem Favoriten Carl's Alexander ein Präsent von sechstausend Gulden, und der endliche Vergleich kam im August 1736 abermals vortheilhaft genug für sie zu Stande. Sie sollte gegen die nunmehrige wirkliche Abtretung ihrer Güter einmalhunderttausend Gulden erhalten. Allein Süß schlug ihr bei der Ausbezahlung ein Schnippchen und betrog sie um dreißigtausend Gulden.

Ehe dieser Vergleich abgeschlossen wurde, entspann

sich über Freudenthal noch ein kleiner Krieg. Der Herzog hatte zur Behauptung seiner Ansprüche im Jahre 1735 dreißig Mann nach diesem Orte marschiren lassen. Die Reichsritterschaft lehnte sich dagegen auf, verbot bei schweren Strafen den Einwohnern die Huldigung an Württemberg und ließ in Stuttgart durch einen eigens abgeschickten Notar dagegen protestiren. Die Sache nahm durch eine begütigende Erklärung des Herzogs und den erwähnten Vergleich ein Ende.

Ihre letzten Tage verbrachte die Grävenitz in Berlin. Das Jahr 1740 sah sie noch unter den Lebenden. Von ihren Anlagen zu Freudenthal standen 1811 noch einige Bäume am Kugelsee. Auch diese sind dahingesunken, und der See selbst ist seit sechzehn Jahren ausgetrocknet. In den Kirchenbüchern des Ortes wird ihrer nie Erwähnung gethan. Man wagte und liebte es nicht, die stolze Curtisane wie den ehrlichen Hanns Carl zu Gevatter zu bitten. Im Angedenken der Einwohner lebt die Würbenin schmach- und haßbeladen bis zur Stunde; der Name Grävenitz aber hat sich durch die Verdienste der Enkel des ehemaligen Premierministers in Württemberg wieder zu Ehren erhoben.

3.

> O Freudenthal, gewähr ihm du
> Mild, was dein Name spricht;
> Dein Aether glänz' ihm Wonne zu
> Und heitres Jugendlicht.
>
> Matthisson.

Auf mehr als ein halbes Jahrhundert verschwindet nach dem Sturze der Grävenitz der Name Freudenthals aus der Geschichte von Württemberg. Erst durch Friedrich Wilhelm, der diesen reizenden Punct seines Landes, wie so viele andere, mit neuen Bauten und Anlagen schmückte, gewann es wieder Bedeutung. Jeden Sommer brachte er Tage, oft Wochen hier zu, bald um den Freuden des Waidwerks zu leben, bald die militärischen Schauspiele von Truppen-Musterungen zu genießen.

Jahr für Jahr dem Könige hierher zu folgen, dürfte außerhalb den Gränzen unsrer Aufgabe liegen. Doch einige Mal wollen wir ihn mit seinem Jagdgefolge aufsuchen, in jenem Jahre, in dem, während hier lustig die Hörner erschallten, die erstere Musik

der Kriegstrompete innerhalb und außerhalb des Landes die Württemberger zum Streite rief.

An einem Frühlingstage des Jahres 1809 war die nur für den König bestimmte Straße von Monrepos durch den Park über Bietigheim nach Freudenthal von Carossen und Reitern bedeckt. Der König hatte Stuttgart verlassen, um bei der drückenden Zeit, bei den schweren Sorgen der Regierung hier einige Tage der Ruhe zu finden. Dieß war ihm nicht gegönnt. Couriere auf Couriere kamen und gingen und trugen betrübende Neuigkeiten, folgenschwere Befehle. Während die württembergischen Truppen im Verein mit den Bayern einen glänzenden Sieg über die Oesterreicher erfochten, — „Euer Souverän hatte früher nur eine Hand voll Truppen, ich habe seine Staaten vergrößert, und er erscheint jetzt als eine Macht von Europa," so sprach der stolze Kaiser vor der Schlacht zu den Württembergern — loderte im Norden und Süden von Württemberg selbst die Flamme des Streites empor.

Der Aufruf Oesterreichs, der damals so beredt an die verlorene deutsche Nationalität mahnte, hatte nicht allein in den Herzen seiner eigenen Unterthanen, sondern auch an gar manchen andern Orten Deutschlands lebhaften Wiederhall gefunden. Der Zwiespalt

zwischen Nationalität und gehorsamer Fügung unter die Verträge, die damals Gauen und Staaten herüber und hinüber warfen, Regenten entthronten und neue schufen, war im Gefühl und Bewußtsein des schlichten deutschen Volkes erwacht, und das Vaterland mußte dessen traurige, blutige Folgen erleben. Die im Süden Württembergs, die seine Gränzen bedrohen und überschreiten, es sind die treuen Anhänger des Hauses Habsburg, die kräftigen Tiroler, die den Franzosen und ihren Bundesgenossen bittern Haß geschworen; die im Norden, es sind die Bewohner des ehemaligen Deutschmeisterthums Mergentheim, die, jetzt auf einmal dem milden Szepter eines österreichischen Prinzen entrissen, durch eigne Macht und auf den Schutz des Doppeladlers hoffend, der aufgedrungenen Herrschaft trotzen zu können glauben.

Gegen Vorarlberg zog der König selbst und seinen Truppen gelang es, die Insurgenten zurückzuzutreiben. Auch in Mergentheim wurde die Ruhe hergestellt, aber erst nachdem der Henker sein blutiges Amt verwaltet. Das einfache Völkchen glaubte sich nicht gebunden durch den Huldigungseid, der ihm zwar vorgelesen worden, auf den aber keine Eidesleistung sondern nur dumpfes Gemurmel erfolgt war.

Und als man gar mit gewaltsamen Mitteln zur Conscription schritt, von der man dort gar keine Ahnung gehabt, als man einer Wittwe in Wachbach den einzigen Sohn wegnahm, brach der bisher unterdrückte Unmuth zur hellen Flamme aus. In allen Dörfern des Fürstenthums erklang die Sturmglocke, und mit Axt und Gewehr eilten Bürger und Bauern nach Mergentheim, dessen Thore schnell eingesprengt waren. Umsonst suchten die Mergentheimer und die entlassenen fürstlichen Beamten selbst die Ruhe wieder herzustellen. Die württembergischen Soldaten wurden entwaffnet, die deutschordenschen neu bewehrt, ein gefangener Oesterreicher an ihre Spitze gestellt und statt des herabgerissenen königlichen Wappens das deutsche Ordenskreuz wieder mit lautem Jubel begrüßt. Der Wein aus dem erbrochenen Schloßkeller regte die erhitzten Gemüther noch mehr auf, und schon schwingt einer der Wüthendsten über den württembergischen General-Commissär Freiherrn von Maucler das Beil, das nur ein dritter vom tödtlichen Falle zurückhält.

Zwei Tage währte die Herrschaft des so unüberlegt begonnenen Aufstandes. Als am dritten die Sturmglocken den Anzug von zweitausend Württembergern verkündeten, eilten die bewehrten Bauern zur

Stadt und zwangen den ehemaligen deutschherrischen Major von Hornstein sich an ihre Spitze zu stellen. Mit fünfzehnhundert Mann zog er aus, aber hinter ihm schloßen die besorgten Mergentheimer ihre Thore. Beim Armenhause stießen sie auf die anrückenden Württemberger. Der Major gab schon von Weitem das Zeichen der Unterwerfung und nach kurzem Gefechte waren auch die Bauern zerstreut. Ein paar Schüsse von dem boxberger Thurme und der Umstand, daß in der Verwirrung der Schließer die rechten Schlüssel nicht sogleich zu finden wußte, steigerte die Erbitterung der Soldaten, die, als sie eingedrungen, nach deu Fenstern schossen und plündernd in die Häuser brachen. Selbst Herr von Maucler, der vom Rathhause aus Schonung gebieten wollte, würde ihr Opfer geworden sein, wenn die Kugel nicht am steinernen Fenstergesimse abgeprallt wäre.

Der württembergische Minister Graf Taube folgte den Executionstruppen. Ein Kriegsgericht ward niedergesetzt, und noch am Tage der Ankunft des Grafen erlitten fünf der Rädelsführer die Todesstrafe. Franz Werner, derselbe, welcher Herrn von Maucler mit dem Beile bedroht hatte, rief noch, den Strang um den Hals: „Es lebe der Deutschmeister!“ Selbst das deutschmeisterliche Wappen entblödete man sich

nicht, durch den Henker öffentlich verbrennen zu lassen.

So endete dieser Aufstand, so endete die Erhebung der Tyroler, so Schill's muthiger Ritterzug, so alle jene vereinzelten Versuche, denen als wahre Ursache der Haß gegen den fremden Zwingherrn und sein Schalten im deutschen Lande zu Grunde lag. Doch auch seine Freunde hatte er im Volke gefunden, und ein tragi-komisches Gegenstück zu den eben erzählten Mergentheimer Auftritten bietet uns gleichfalls die Landesgeschichte aus derselben Zeit.

Eine Pietistensekte, die sich mit Jakob Böhme's und anderen ähnlichen Schriften schon lange Zeit die Köpfe verwirrt hatte, kam bei den außerordentlichen Erfolgen der napoleonischen Waffen auf den seltsamsten Einfall, den Eroberer für den wiedererschienenen Messias zu erklären. Sie beteten zu ihm, verehrten ihn als ihre Gottheit und wollten sonst keine Herrschaft anerkennen. Nicht allein durch ihr auffallendes Aeußere — sie ließen sich ihre Bärte wachsen und trugen graue mit dreifarbigen Cocarden geschmückte Hüte — sondern mehr noch durch die Verweigerung, Abgaben zu bezahlen und die württembergische Herrschaft anzuerkennen, erregten sie unter dem Landvolke bedeutendes, gefahrdrohendes Aufsehen. Die außer-

dem ruhigen Leute wurden von Soldaten-Commando's nach dem Hohenasperg gebracht, wo man Anfangs roh und thöricht genug gewesen, ihnen mit Knotenstöcken Religionsunterricht geben zu wollen. Später bei milderer Behandlung hörte auch ihre Hartnäckigkeit auf und einer um den andern fiel von der Sekte ab. Als ihr Messias 1809 den Hohenasperg besuchte, begehrte er sie nicht einmal zu sehen, und war undankbar genug, auf des Königs Erzählung von ihrem Treiben diesen dem äußerst ungöttlichen Rath zu geben, die Kerls hängen zu lassen. Dennoch wurde das standhaft gebliebene Häuflein in seinem Glauben nicht erschüttert, der später durch die Wunder der hundert Tage sogar eine scheinbare Bestättigung erhielt. Wie ihr Heros auf Helena verkümmerte, so war auch ihnen das Loos bestimmt, fern vom Vaterlande ihre Täuschungen zu beweinen. Die Einen gingen als Colonisten im Kaukasus zu Grunde, die andern seufzten in dem freiesten Lande der Erde unter dem Despotismus des bekannten Sektirerhäuptlings Rapp von Iptingen.

Aber wir haben uns zu weit von Freudenthal entfernt; kehren wir dahin zurück. Der schwere Sommer ist vorüber, und die Herbstzeit ladet uns zu einer jener großen Jagden ein, für die der König

so leidenschaftlich eingenommen war. Die Leyer eines der gefeiertsten Dichter Deutschlands, die sonst nur von sanften und elegischen Liedern ertönte, hat eine dieser Jagden, die berühmte von Bebenhausen, die man fast in allen königlichen Schlössern abgebildet sieht, einst im Dithyrambenschwunge besungen. Was den milden Matthisson in so hohe Begeisterung für Feste der Art versetzte, wenn nicht etwa die berauschende Atmosphäre des Hofes, ist schwer zu begreifen. Ob Herder wohl gelächelt oder gezürnt hätte, wenn er in jener Beschreibung gerade von Friedrich Wilhelm die Worte gelesen: „Er allein war es, der auf das nicht mit voller Sicherheit dem schnellsten Tode geopferte Thier den, die Humanität im ächten Sinne des unsterblichen Herders wahrhaft ehrenden, Doppelschuß that.“ — in keinem Falle war die Berufung auf Herder's Humanität hier an der rechten Stelle. Und was soll man sagen, wenn Matthisson die auf jener Hetzjagd gefallenen Thiere sogar zu homerischen Helden vergleicht! Wirklich burlesk komisch klingt der Ausruf: „Mannigfaltig wie auf den Schlachtfeldern der Iliade die Todesarten der Helden erblickte man hier die Todesarten der verendenden Thiere.“ Wenden wir uns ab von dieser widerlichen Schilderung, die mit dem Glanz der Sprache eine so entwürdigende

Schmeichelei überkleidet, um mit eigenen Augen das Schauspiel in seinen wahren Farben zu betrachten.

In dem Jagdhause bei Freudenthal ist die Gesellschaft versammelt. Der König mit jugendlicher Gewandtheit, trotz seiner Körperfälle und seines Alters, der Oberstjägermeister, die Hof- und andern Oberforstmeister, die Gesandten, die Minister, die erst in diesem Jahre ernannten vier Würdenträger der Krone: der Fürst von Hohenlohe, von Löwenstein, von Waldburg-Zeil und der Graf von Zeppelin; eine Schaar von Jagdjunkern und endlich über hundert berittene Hofjäger. In der Umgebung des Monarchen gewahren wir eine Anzahl schöner lebensheiterer Jünglinge. Die Ungebundenheit des Landlebens scheint sogar bis zu dem sonst so strengen Fürsten gedrungen zu sein, denn die Gespräche und muthwilligen Streiche, die sie sich in seiner Nähe erlauben, erinnern uns nicht einmal an die lustigen Scenen einer Pagenschule, sondern an die derben Späße einer weit niederern Sphäre. Das Corps seiner „lustigen Räthe," von denen Manche aus den untersten Ständen hervorgegangen, sucht seinen Namen durch die Erzählung der frivolsten Geschichtchen und der gewöhnlichsten Scherze Ehre zu machen. Aus allen Ecken und Enden des Stadt- und Hof-Lebens

stöbern sie Stoff für ihre chronique scandaleuse auf, und keine Begebenheit des Tages bleibt von ihrem beschränkten Standpunkte aus unbesprochen und unbekrittelt. „Es ist schwer zu begreifen," sagt der Generalsuperintendent von Pahl in seinen Denkwürdigkeiten, „wie der König, der unstreitig ein Mann von reicher Kenntniß und Weltbildung war und das Interesse einer geistreichen Conversation vollkommen fühlte und gern genoß, des steten Umganges mit diesen Menschen nicht überdrüssig wurde, mit denen er in der That kein ernsthaftes Wort reden konnte. Zu einer Menge von Hofanekdoten, die man sich täglich erzählte, boten sie durch ihre Bubenstreiche &c. den Stoff."

Hörnerfanfaren geben nach dem Wink des Königs das Zeichen zum Beginne der Jagd. Alle zerstreuten sich auf die ihnen angewiesenen Stände. Das Wild, das Tausende von Bauern schon Wochen vorher zusammengebracht, wird nun von den, Mann an Mann stehenden, Treibern in weiten Kreisen umschlossen und immer näher gegen den Schirm gejagt. Das Quertuch fällt und Schuß auf Schuß streckt die in Rudeln heranspringenden geängsteten Thiere nieder. Durch die Flintenschüsse ertönten die fröhlichen Weisen der Regimentsmusik und im Hinter-

grunde rüstet man schon die Tafeln, an welchen die ermüdrten Jäger wahrhaft königliche Bewirthung fanden. Oft wurden bei solchen Jagden mehr denn tausend Stücke Wildes erlegt.

Fröhlich kehrte der Hof nach dem Schlosse zurück, minder vergnügt wohl der Bauer, der nur mit schmalem Imbiß für die Frohnarbeit abgelohnt wurde, die ihn wochenlang vorher von seiner Arbeit entfernt hielt. Und wie oft mußte er nicht die Verwüstungen des für ihn unverletzlichen Wildes in seinen Aeckern mit ansehen! mit ansehen wie die ganze Hetze mitten durch seine gesegneten Saaten tobte! Er durfte sich glücklich preisen, wenn er selbst von dem allzugroßen Eifer der Jagdbeamten nicht Mißhandlungen erlitt!

Immer noch herrschte aber auf dem Lande ein fröhlicheres Leben. Der Sonntag traf die Alten bei ihrem Kruge Wein und den Burschen im lustigen Langaus, denn obgleich es Kriegszeiten waren, so gab es doch Geld unter den Leuten. In den Städten und besonders in der Residenz jedoch begegnete man allenthalben einer trüben gedrückten Stimmung, einem verschlossenen Wesen. Sogar das Reden über politische Gegenstände war in diesem Jahre verboten worden.

Württembergische Lustschlösser.

III. Die Solitude.

Solitude.

Mitten in einem Walde auf einer der rauhesten Höhen der Umgebung von Stuttgart befand sich ein merkwürdiger Baum. Fünf Eichen strebten kräftig aus einer Wurzel zum Himmel empor. Viele Wanderer und Jäger gingen an dieser Stelle vorüber bis einmal ein, der Welt und ihrer Lust müder, Mann sich diesen Platz ersah, um hier ein Einsiedlerleben zu führen. Aber die Hütte, die er sich erbaute, wurde bei dem hochstrebenden Sinne des Erbauers zum Palaste, und die er fliehen wollte, die Vergnügungen, sie zogen alle mit ihm ein, und nahmen Platz neben ihm in den reichen Hallen, die seine Macht und sein Geld in dem sonst so stillen Walde erschaffen. Allein während die Genien der Lust ihren üppigen, glänzenden Reigen aufführten, mischte ungesehen und leise ein edlerer Geist sich in ihre Schaar. Eine Schwester führte die andere herbei und als sie alle neun erschienen, waren längst aus Scheue vor den höheren Göttergestalten die gemeineren Geister entflohen. — Herzog Carl ist auch der Schöpfer dieses Schlosses. Wenn

wir ihn bei Erbauung desselben als den eigenwilligen, prunksüchtigen Herrn, wie wir ihn in Ludwigsburg kennen gelernt, wieder sehen, so regt sich doch bereits ein besseres Streben in ihm, und wahrhaft Achtung gebietend ist die Pflanzschule, die später hier unter seiner Leitung entstand. Mag man auch die Handhabung des steifen Gamaschen-Dienstes und die starre Pedanterie, den unbeugsamen Sinn, die den Herzog überall characterisiren, auf der Carlsschule wieder finden, das sind Flecken, die der Zeit angehören, und es zeugt von seinem schöpferischen Geiste, daß, ungeachtet derselben, eine spätere Zeit nur diese Mängel an dem großartigen Institute zu rügen hatte. Alle die mächtigen Ideen, die jetzt theils in voller Klarheit herrschen, theils mehr und mehr in friedlicher Entwicklung zur Geltung gelangen, die zwanzig Jahre nach der Gründung des Instituts excentrisch aufgefaßt und gewaltsam eingeführt, Ströme Blutes gekostet, alle diese Ideen liegen schon in dem Plane, den Carl mit seiner Schule zu verfolgen suchte. Uns gemahnt die Carls-Akademie wie der Januskopf, welcher nicht allein in die Vergangenheit zurückschaut, sondern auch auf die Zukunft seine Blicke wendet. Und der Mann, dessen Name allein genügen würde die Geschichte dieser Anstalt auf die Nachwelt zu bringen,

der Dichter, dessen Lieder so menschlich rein, so unaussprechlich mächtig zu jedem Herzen sprechen, unser unsterblicher Schiller trägt, ein Zögling dieser Schule, ihren ganzen Charakter im edelsten Gepräge. In allen seinen Werken liegt jenes Ringen nach der schönen Zukunft, deren erste Morgenröthe damals an dem Erdenhimmel erschien. Wenige konnten mit freiem Auge ihr entgegenblicken. Als das belebende und erwärmende Licht höher und höher stieg, als es die Andern blendete oder dazu dienen mußte, ihre versengenden Fackeln daran anzuzünden, entfaltete der Aar seines Gesanges, ungehindert von den Hemmnissen der Zeit, triumphirend die mächtigen Schwingen, und rauschte stolz zu der Quelle des Lichts empor, wo seine Heimath war.

1. Die Erbauung.

Deutschland ward im Jahre 1763 der Frieden wieder geschenkt; in Württemberg hingegen stand der Kampf zwischen dem Herzog und den Ständen auf seinem Höhenpuncte, als in diesem Jahre auf dem Platze der fünf Eichen die ersten Schläge der Axt zur Erbauung eines Jagdschlößchens ertönten. Friede und Einsamkeit suchte Carl in dem abgelegenen Landhause, aber sein ruheloser Geist ließ ihn beides nicht finden. Schon die Erbauung beweist wieder, daß er sich und Andern keine Ruhe gönnte. Der einmal gefaßte Gedanke mußte zur Wirklichkeit werden, die Hindernisse verschwinden; was kümmerte es ihn, ob Hunderttausende darangesetzt, ob Menschenwohl und Menschenleben geopfert würden, er kostete das Vergnügen, mit dämonischer Kraft dem Willen die That folgen zu lassen; wie ein kleiner Gott sprach er: es werde und es ward. Kaum war der Gedanke gefaßt, der Plan — wie man sagt, nach der Idee des herzoglichen Kammerdieners Weyher — entworfen als Tausende von Bauern zu der Ausführung desselben

angehalten wurden. Mit Mann und Roß mußten sie frohnden, ob die Ernte verdarb, ob der Winter herankam, der Herr fragte nicht darnach, fort und fort mußte es gehen bis „mit der Eile wie die Feenpaläste" statt des einfachen Jagdhauses ein wahres Prachtschloß vollendet dastand. Und obgleich der Landescasse eine neue Million zur Last gefallen, mußten dennoch viele den schwer verdienten Lohn an die Tafel schreiben. „Moderatore Carolo, desertam solitudinem, labor improbus quadriennio vicit." rühmt eine Inschrift an dem Palaste, allein sie erzählt nicht, durch welche Mittel es Carl möglich geworden, die Wildniß zu besiegen. „Loca haec tranquillitati sacra voluit Carolus" spricht eine andere Aufschrift, allein die Bauten, die ringsum sich erheben, strafen diese Worte Lügen. Wozu Festingebäude, ein Theater, Marställe, Kasernen, wenn dem Gemüthe, von stets neuen Vergnügungen gehetzt, hier endlich Ruhe gegönnt werden sollte? Diese Wege, nach der Schnur geführt, wurden doch nicht angelegt, um in abgeschlossener Zurückgezogenheit dem Hofleben zu entfliehen? Jene breite Straße, die in gerader Richtung nach Ludwigsburg läuft, lud es vielmehr ein, in die gastlich und weit geöffneten Portale der neuen „Solitude" einzuziehen.

Noch war aber das Schloß nicht vollendet als es schon wirkend in die Geschichte Württembergs eintritt. Das Entlassungsdecret Montmartins ist von hier datirt. Endlich hatte der Herzog nachgeben müssen, endlich Montmartin selbst eingesehen, daß es Zeit sei, sich einen möglichst ehrenvollen Rückzug zu sichern. Nachdem er in Wien trotz der vierzigtausend Gulden, die bestimmt waren, dort die Wagschale der Stände sinken zu machen, gegen diese und ihre Verbündeten, die garantirenden Mächte, nichts ausgerichtet, kam er selbst um seine Entlassung ein, „damit er durch seine Gegenwart kein Hinderniß der glücklichen Wiederherstellung des vollkommenen Vertrauens zwischen Herrn und Land sei.“

Aus „diesem von ihm angeführten Beweggrund“ wurde ihm denn auch der Rücktritt unter den größten Lobeserhebungen bewilligt.

Noch ehe Montmartin, der übrigens noch lange Carl's Rathgeber blieb, sein für Württemberg so verderbliches Ruder niederlegte, hatten sich die Kerkerthüren geöffnet, die den unglücklichen Moser fünf Jahre lang hinter sich verschlossen gehalten. Am 25. September 1764 ward auf Andringen des kaiserlichen Hofes Befehl zu seiner Befreiung gegeben. Ein Jubel ging durch das Land als man die Kunde

vernahm, und seine Reise von Hohentwiel nach Tübingen war ein Triumphzug. „Hätten die Leute jene Orte gekannt, die meine Reise berührte,“ versichert der immer bescheidene Mann, „prozessionsweise wären sie mir entgegengezogen.“ Sein muthiger Ausspruch „unverzagt und ohne Grauen“ hatte sich lebendig im Gedächtniß des Volkes erhalten und man begrüßte ihn damit. Sogar der König von Dänemark, der sich vielfach für die Befreiung Mosers verwendet hatte, schickte seinen Glückwunsch, und selbst die frankfurter Juden, die doch damals sich um nichts weniger als um politische Händel kümmerten, verfehlten nicht — in der That eine bewundernswerthe Curiosität — ein Gratulationsschreiben an den, doch so streng christlichen Moser zu erlassen.

Auch auf der Solitude war Moser erschienen, dem Herzoge „unterthänigst aufzuwarten“. Mit welchen Gefühlen mochten sie sich gegenüber gestanden sein. Karl war äußerst gnädig. Ich weiß nun, sagte er zu dem Consulenten, daß Er ein ehrlicher Mann, ein guter Patriot ist und er kann auf meine Protection rechnen.

Die Reductionen waren gekommen, gegen welche freilich die Reisen, die der Herzog nach Venedig machte, arg abstachen. Mit wahrer Gier wurde die Mannheimer Zeitung gelesen, wenn sie berichtete, daß Karl in der

Lagunenstadt auf acht Monate Paläste gemiethet, und man drei Mal in der Woche für die Nobile's der Republik offene Tafel halte, und wie diese dankbar dafür, dem deutschen Fürsten die Ehre erzeigten, ihn in ihr goldenes Buch einzuschreiben.

Unterdessen wuchs die Unzufriedenheit im Lande; es waren die ständischen Beschwerden noch nicht gehoben, und dabei hatte das neue Sparsystem viel böses Blut gemacht. Im Unmuthe machte der Herzog nach seiner Zurückkunft die Solitüde wirklich zu dem, wofür sie anfangs bestimmt war, zu einem einsamen Aufenthalte, den zu betreten, Wenigen gestattet war.

Wie zu Plessis le tour Ludwig IX., ein Fürst, mit dem er sonst wenige Vergleichungspunkte darbietet, sich streng abgeschlossen hielt, so Karl auf seinem neuen Schlosse. Wer nicht einen von seiner eigenen Hand geschriebenen Erlaubnißschein hatte, konnte es nicht erlangen, bis zu ihn vorzudringen. Ein doppelter Cordon von Husaren und Jägern hielt das weite Gebiet des Lustschlosses umstellt und mußte dafür stehen, daß Keiner von den vielen nothleidenden Civil- und Militärdienern den Herzog in seiner Einsamkeit belästige.

2. Ein Tag auf der Karlsschule.

Wir sind im Verlaufe unserer Darstellung öfter schon einer Erscheinung begegnet, die sich in der Geschichte phantasievoller, eigensinniger Fürsten wiederholen muß, nämlich der, daß irgend ein großartiges Werk mit ungeheuren Anstrengungen, ungewöhnlichen Opfern begonnen, ausgeführt und dann, als man die Resultate und den Genuß der Arbeit erwartet hätte, plötzlich aufgegeben und verlassen wurde. Die Solitude liefert uns einen Beleg zu dieser Behauptung. Kaum war sie vollendet, so ward sie auch verlassen, denn Herzog Karl gönnte sich nicht das Vergnügen, auf dem Gewonnenen auszuruhen, ihm war der Kampf mit der Natur und dem Willen seiner Untergebenen der größere Genuß. Um so merkwürdiger fällt es auf, daß eine seiner Schöpfungen, die jedenfalls in die Reihe derer gehört, welche seinen Namen am meisten mit Ruhm umkränzen, die in ihrem Erfolge am großartigsten dasteht, nur kleinen, unbedeutenden Anfangs war.

Die Hungersnoth des Jahres 1770 — desselben Jahres, in dem der Erbvergleich abgeschlossen, Franziska entführt wurde — gab die Veranlassung zur Stiftung der Karlsschule. Der Herzog erließ, um einigen der dürftigeren Familien die Unterhaltung der Ihrigen zu erleichtern, am fünften Februar den Befehl, man solle vierzehn Soldaten-Söhne protestantischen und katholischen Glaubens auf die Solitude bringen und sie dort unter Aufsicht einiger Unteroffiziere in der Religion, im Lesen, Schreiben und Rechnen unterrichten. Zugleich mußten die Kleinen in dem über neunhundert Morgen großen Garten des Schlosses die Gartenarbeiten lernen und dann auch theilweise verrichten.

Bald nachdem diese Anstalt gegründet worden war, entsprang in Karl die Idee, sie zu einer Pflanzschule inländischer Kunst zu machen. Die bedeutenden Ersparungen, welche gerade zu derselben Zeit das Theater trafen, hatten in ihm den Gedanken befestigt, statt große Summen an Italiener und Franzosen zu verschwenden, sich aus seinen eigenen Unterthanen Künstler zu bilden. Schon zehn Monate nach der ersten Aufnahme wurden deßhalb sechzehn, wieder zumeist Soldatenkinder unter der Bedingung

in die Anstalt aufgenommen, daß, wenn sie dereinst Künstler geworden, sie ihr Talent dem Vaterlande widmen sollten. Dem berühmten Guibal, einem Schüler Mengs, welcher Stuttgart und Ludwigsburg mit so vielen seiner trefflichen Werke geschmückt hat, ward der Zeichen-Unterricht übergeben, und Seubert ertheilte den der Instrumentalmusik. Die Leitung des Ganzen hatte der Hauptmann Seeger, der Inspektor der Solitude, ein junger Mann, der nicht allein als Militär sondern auch in den Wissenschoften sich auszeichnete.

Noch war das erste Jahr nicht vorüber, als das Institut, das mehr und mehr zur Lieblingsschöpfung Karl's wurde, eine neue Vergrößerung erfuhr. Fünfzig junge Leute, größtentheils Waisen, wurden als Zöglinge aufgenommen, und die Anstalt jetzt militärisches Waisenhaus genannt. Nun aber drängten sich, bei der Sorgfalt, welche der Herzog diesen, man kann wohl sagen, seinen eigenen Schülern so auffallend gewährte, auch die Söhne von Offizieren und Edelleuten des In- und Auslandes zur Aufnahme, und schon im Juli 1771 bildeten sie eine, nur durch die Kleidung und den Namen in etwas gesonderte Abtheilung, die bereits

über vierzig Zöglinge zählte. Der Unterricht dehnte sich nun auch auf das ganze Bereich der sogenannten philosophischen Wissenschaften aus.

Ganz wahr beurtheilt ein neuerer Schriftsteller, — Hartmann in seinen Umgebungen von Stuttgart — die Richtung, welche Karl bei seiner hohen Schule verfolgte: „Achtung der Menschenrechte, Gleichheit vor dem Gesetze, Aufhebung der Standesvorurtheile, diese Momente waren es, welche aus der hohen Karls-Schule nicht blos Gelehrte und Künstler, sondern was ungleich wichtiger ist, Menschen hervorgehen machte. Sie baute eine Uebergangsbrücke von der alten in die neuere Zeit."

Warum aber erzählen, was wir mit eigenen Augen sehen können? Das Jahresfest der hohen Karlsschule erblicke uns unter den Gästen, die der Herzog, welcher gerne auch mit dieser Anstalt prunkte, von nahe und ferne eingeladen hatte.

Schon früh um 10 Uhr des vierzehnten Dezembers 1673 eilte Alles, was bei der Feier beschäftigt ist, in das Gebäude. Die Offiziere, an ihrer Spitze der Oberstwachtmeister und Flügeladjutant

von Seeger als Intendant der Anstalt; die Professoren, unter denen wir vor Allen den so beliebten Professor Abel, welcher die Philosophie vorträgt, dann Bekannte von uns, den gelehrten Magister Haug, so wie Uriot erblicken, der sich nicht hatte träumen lassen, als er als Schauspieler von Frankreich herübergekommen, daß er noch im Lehrfache wirken würde. Und wenn auch später seine pompösen Schilderungen der Festlichkeiten Karls nur als Curiositäten gesucht werde, so hat er doch andererseits durch sein Mitwirken an Schwans großem französischen Dictionär sein Andenken zu erhalten gewußt. Guibal, der hier mitten unter seinen Schöpfungen steht, denn der schöne Lorbeersaal wurde von ihm gemalt, ist eine Kunstnotabilität, die unsere Aufmerksamkeit verdient. Ihm zur Seite ist der Professor der Zeichnenkunst, Hasper, neben ihm Nast, der lateinisch und griechisch vorträgt, und der Hauptmann Rösch, der über Mathematik und Geniewesen liest. Nach den Professoren gewahren wir die Maitres; unter ihnen den Inspektor Kallenbach, den bekannten Gartenkünstler Scheitlein, Seubert den Musiker und Fürst den Lehrer der Reitkunst. Immer noch jugendlich schließt der zweiundsiebzigjährige Malten, der Tanzlehrer, die Reihe. Was hat der Mann nicht Alles vorüber-

getanzt! Unter Eberhart Ludwig zeigte er dem Erbprinzen die Pas und arrangirte die Festins der Grävenitz, dann zitterte er, wie seine Zöglinge, vor den kräftigen Dosenmanövers Karl's Alexander, war fröhlich in dem lustigen Hoftreiben des jugendlichen Karls und gibt nun im Alter seinen Lieblingszöglingen Unterricht. Aus der Schaar der Aufseher dürfen wir den nicht vergessen, der, so lange noch ein Karlsschüler existirt, im Angedenken desselben leben wird, den eben so häßlichen als gefürchteten Nieß, den ehemaligen Gardeunteroffizier aus Bolheim, den Plaggeist und Spion der Anstalt.

In den untern Hörsälen versammeln sich Lehrer und Schüler. Da stehen sie die lange Reihe hinab in stahlblauen Röcken mit schwarzen sammten Aufschlägen und weißtuchenen Beinkleidern. Die hohe Feier dieses Tages läßt uns silberne Achselschnüre an ihrer Schulter sehen. Der Kopf ist bei groß und klein mit einer angeklebten Frisur und vier Papilloten an beiden Seiten geschmückt; wehe dem, dessen Papilloten nicht genau der Ordonnanz entsprechen, oder dem, dessen Zopf nicht bis auf die Linie das vorgeschriebene Maas hat, der Herzog ahnte unwillkommene Gedächtnißfehler bei weitem nicht so schwer als einen Verstoß in diesem hoch-

wichtigen Stücke; ist der Ausspruch, den ein Spaßvogel dem Herzog in den Mund gelegt: „Ich sage der Normann ist der beste Schüler der Anstalt sowohl in der Vergette als in der Conduite.“ An dieser so wichtigen Vergette allein ließ denn Karl auch die Standesunterschiede kleben. Die erste Abtheilung, die der Cavaliers — Adelige und Offizierssöhne — trägt sie gepudert, die zweite, die der übrigen Eleven, ohne Puder. Um den Hals liegt eine schwarzlederne Binde und auf dem Kopfe sitzt ein kleines dreieckiges Hütchen.

Der Herzog am Arme seine Franziska führend, wird beim Eintritte militärisch begrüßt. In seinem Gefolge befinden sich mehrere Gesandte und Fürsten der Umgegend. Der protestantische Hofstaatsprediger M. Pfeilsticker eröffnet mit einer Rede die Festivität. Hierauf marschiren sämmtliche katholische Eleven in Begleitung des ganzen Hofes in ihre Kapelle, wo der Gottesdienst stattfindet. Bei dieser Gelegenheit flüstert man sich in die Ohren, es ginge die Toleranz in der Karlsschule so weit, daß das Vaterunser abwechselnd von katholischen und protestantischen Zöglingen vorgebetet werde, und wirklich hätten schon die Prälaten dagegen Einsprache erhoben.

Bald führen die Karossen die Herrschaften aus der Messe zurück. Alles versammelt sich im ersten Schlafsaale, wo sie der Intendant empfängt und durch die übrigen Schlafsäle und Orangeriehäuser, durch lauter bedeckte Gänge in die Lehrsäle zu den bereits dort aufgestellten Eleven geleitet. Der Herzog hat dieß wahrscheinlich deßhalb so arrangirt, damit die Fremden den ganzen Umfang der Solitude zu bewundern Gelegenheit hätten. Hier läßt er nun die Zöglinge die Revue passiren. Zwar bewegt er sich unter ihnen wie der Vater unter seinen Söhnen, ertheilt hier seinen Tadel, spendet dort sein Lob, allein das große Gewicht, das er auf das militärische Ajustement legt, ist doch keine Minute zu verkennen. Bien, très bien, sagt er zu dem ihm folgenden Herrn von Seeger, alles in höchster propreté. Starr und steif, nach militärischem Brauch, die Hände fest angelegt, erblicken wir sie da, all die jugendlichen, frischen Gestalten, und nichts an ihnen scheint zu leben, als das Auge, und dieß hält der Herr wie gefesselt, denn unverwandt muß es ihm folgen die Reihe hinauf und hinab.

Indessen unterhalten sich die hohen Herrschaften mit den Leistungen der Schüler, die an den Wänden und auf den Tischen der Säle ausgestellt sind. Es

schmeichelt Karl sehr, wenn man nicht nur die Schönheit der Arbeit, sondern auf die Vielseitigkeit der Bestrebungen hervorhebt, die sich in denselben kund gibt. Da hängen vielversprechende Proben aus der Figuren- und Landschaftszeichnung, in der sich Hetsch und Leypold hervorgethan, dort der Architektur von der Hand Heideloffs; hier liegen Risse aus der Zivilbaukunst, neben ihnen Zeichnungen aus der Kriegsbaukunst, ungemein sauber von dem später so bekannt gewordenen Maßenbach gefertigt. Es fehlen nicht gelungene Arbeiten des Meißels und der Bossirkunst, und wenn es uns vergönnt ist, an diesem Tage einen der größten Dichter aller Zeit kennen zu lernen, so sehen wir hier das Werk eines Jünglings, der als Künstler eine kaum minder hohe Stufe erreicht hat. Danneckers Hand hat dieses Basrelief gefertigt, jenes, mit ihm an Schönheit wetteifernd ist von Schäffauer. Selbst die Kränze, die die Wände schmücken, die seltene Blumen und Gewächse, welche auf den Tafeln prangen, sind Beweise der Fortschritte, welche die Eleven in der Gartenkunst gemacht, und der Lehrer Scheitlin sieht mit Vergnügen die Söhne in seine Fußstapfen treten.

Ein militärisches Zeichen ertönt, und das sehnsüchtig erwartete Rechtsum führt die Zöglinge in

den großen Speisesaal. Dort angelangt, trennen sich die Abtheilungen, die Cavaliers und Bürgerlichen marschiren jede zu ihren besonderen Tischen. Auf Kommando werden die Hände klatschend in einander zum Gebete gelegt, auf Kommando und mit gleichem Geräusch die Stühle gerückt und Platz genommen. Steif und unbeweglich bleibt Alles sitzen. Jetzt tritt der Herzog zu den Cavaliers: dinez Messieurs! Alles verbeugt sich tief und nun erst sind die Zungen gelöst und es beginnt das Geschäft der Messer und Gabeln. — Aehnliches Kommando, ähnliche Formalitäten schließen das Mahl, nach dessen Beendigung die hohen Herrschaften im Assemblée-Zimmer und dem weißen Saale selbst tafeln und dann im erstern den Kaffee einnehmen.

Wie überrascht es aber die Anwesenden, oder wie sind sie wenigstens scheinbar überrascht, als mit einemmale eine vollständige Symphonie sie „wie ein Sturmwind" überfällt; und es ist nicht etwa die herzogliche Hofkapelle, nein mit befriedigtem Lächeln versichert der Herzog, daß auch dieses seine Karlsschüler sind. Man verfügt sich in den weißen Saal zurück und wirklich, Knaben sind es, welche das ganze Orchester bilden, Knaben, welche die mitunter schwierigen Solo vortragen. Auf allen In-

strumenten hören wir werdende Meister. Auf dem Violoncell erhalten Zumsteeg und Malther der Sohn des berühmten Cellisten, auf der Violine Weberling und Dieter, später ein geschätzter Componist, auf der Oboe Kücheln und Schaul reichlichen Beifall. Abeille, der Schüler Sämanns, dessen Name noch einen so guten Klang erhalten sollte, zeigt seine Fertigkeit auf dem Klavier. Maier macht sich als tüchtiger Flötist bemerkbar, und sogar der Virtuos auf dem Waldhorn fehlt nicht, Häberlin bläst es schon ganz tüchtig. Wie die Instrumental=Musik findet auch der Gesang wackere Vertretung, besonders zeichnen sich Gauß und Kaufmann aus, letzterer, einst noch mehr durch den Namen seiner Gattin, der geschickten Sängerin, der Tochter des berühmten Schubart bekannt.

Vom Conzerte bricht die Gesellschaft nach dem Lorbeersaale auf, wo der Herzog selbst die Preisevertheilung vornimmt. In dem von Hunderten von Kerzen erleuchteten ungeheuren Raum, der durch Säulen in drei einzelne Säle abgetheilt ist, hat man heute keine Zeit, weder auf das schöne Deckengemälde zu achten, welches Guibals Meisterhand gefertigt, noch auf die reichen, in frischem Golde glänzenden Verzierungen, die ringsum angebracht sind. Im

mittlern Saale ist schon die ganze Akademie in drei Gliedern aufgestellt. Vor ihnen der Intendant, zur Seite die Aufseher; die Offiziere bei ihren Abtheilungen. In Mitte derselben stehen die Cavaliers und Preiseträger. Nach einer Rede, welche dießmal einer der Examinatoren, der Professor des Staatsrechts, Hofmann von Tübingen vorträgt, verliest der Kassier der Anstalt die Namen der Preiseträger, die aus der Hand des Herzogs selbst ihre Belohnung empfangen. Mancher Name klingt hier, der später unter den ersten unseres Vaterlandes glänzt. Aller Augen richten sich auf den jungen Friedrich von Normann, der fast in allen Gegenständen als der ausgezeichnetste genannt, und von dem Herzoge mit dem eigens für das Institut gestifteten Orden decorirt wird. Mit größerer Freude mag der Knabe das blinkende Kreuz, welches am rothen gelbgerändeten Bande nun seine Brust schmückt, betrachtet haben, als der spätere Minister je eines der andern, die ihm zu Theil geworden. Und in der That nicht blos die Ehre, sondern auch einen wesentlichen Vortheil hat der fürstliche Pädagog an dieses selten verliehene Zeichen geknüpft. Wer es erworben, überspringt in seinen Dienstverhältnissen bei jedem Vorrücken eine Rangstufe. Wieder hören wir die Namen derer,

deren Leistungen wir schon bewundert haben. Deutlich erklingt nun ein Name, der sich auf ewig im Herzen und Gedächtnisse seines Volkes eingeschrieben hat:

In der griechischen Sprache erhält den ersten Preis: Johann Christoph Friedrich Schiller von Marbach.

Ein schwächlich gebauter Knabe tritt vor, die Medaille zu empfangen.

Also der erste Schritt auf der glänzenden Ruhmesbahn! Aber was ist das Lob der Versammlung, welches der Knabe hier mit so Vielen seiner Genossen theilt, gegen das Entzücken, welches der Jüngling, die Bewunderung, welche der Mann zu erringen wußte! Lächelnd sieht die Muse den ersten bescheidenen Zweig auf der Stirne des Kindes, den ersten von den vielen, die sich in ihrer Hand einst zum dichten Lorbeerkranze für das Haupt des Dichterheros schlingen werden.

Noch aber erblickt Niemand in dem Kleinen, der schüchtern und fast linkisch vor dem Herzoge steht, die gewaltige Seele; nur den Herzog, der jetzt mit freundlichem Lächeln dem Sohne seines Hauptmannes den Preis überreichte, überfliegt es wie eine Ahnung, daß in diesem Kinde eine reiche Zukunft, die Unsterblichkeit seiner Karlsschule vor ihm stehe.

Schon ein Jahr darauf hat sein Scharfblick Schiller erkannt „Laßt mir den nur gewähren" sprach er zu den tadelnden Lehrern „aus dem wird etwas."

Das Fest ist immer noch nicht zu Ende. Die seltene um nicht zu sagen seltsame Vereinigung, die der Herzog in seiner Karlsschule im Auge hat, Ausbildung von den ernstesten Wissenschaften bis in die frivolste Sphäre der Künste, das Reich des Theaters und des Ballets, hinab, mußte natürlich auch eine theatralische Vorstellung veranlassen. Nicht etwa wie in andern Anstalten sind hier diese Vorstellungen Zweck der Unterhaltung und Belustigung. Nein, wie seine Aerzte und Juristen, seine Offiziere und Architekten, seine Maler und Musiker, so will auch Karl, wie wir bereits wissen, seine Sänger und Tänzer aus diesen Eleven sich heranbilden. In mehr als einer Schulrede wird der glänzende Stand des Theaters erwähnt, es wird rühmend erzählt, daß hier im pantomimischen Tanze Vestris übertroffen, Schauspieler erzogen würden, welche vollkommen im Stande seien, die Feinheiten ihrer Rollen aufzufassen und darzustellen.

Es ist der „Avare" von Molière, den wir heute mit ansehen. Uriot reibt sich schmunzelnd die Hände, als der Herzog den guten Accent der Darsteller rühmt. Die Fertigkeit der Schüler in „artigen Wendungen des

Körpers" zu zeigen, folgt auf das Schauspiel ein Ballet, das in seinem Pomp an die verschwenderische Zeit erinnert, wo noch Vestris und Balletti in Württemberg ihr Talent entfalteten. Merkwürdig ist, daß nicht allein der erste Tänzer Chevannard, sondern auch die meisten übrigen aus der französischen Provinz Württembergs, aus Mömpelgard gekommen waren. Doch nicht allein Meister dieser heitern Kunst sandte jenes Ländchen; Mömpelgard schickte später noch Cuvier, den dritten in dem Dreygestirne, das hellleuchtend aus der Karlsschule emporstieg.

Eine italienische Operette, „I Pitagorici" von dem Oberkapellmeister Boroni schließt endlich in tiefer Nacht die Reihe der Festivitäten.

Lassen wir den Herzog mit seiner Franziska und einem halben Dutzend ihrer Lieblingszöglinge, die in alle Ecken der Kutsche hineingepfropft werden, nach Ludwigsburg zurückkehren, und folgen wir den übrigen Eleven in ihre Schlafsäle. Während die Anderen bald in den Armen eines gesunden jugendlichen Schlummers liegen, wachen noch zwei Augen, webt noch in einem Kopfe der Geist und die Phanthasie so lebhaft, daß nicht daran zu denken, auch hier würde der stille Gott mit dem Mohnstängel sobald Ruhe und Vergessenheit bringen. Kaum daß

es den Knaben auf dem Lager läßt. Ja, wenn nicht der kalte Nord die Wälder deckte und die Blumen statt auf der Flur an der hart gefrorenen Fensterscheibe prangten, längst hätte er sich, wie er schon öfter gethan, hinausgeschlichen, um in dem Walde stundenlang umherzuschweifen und sich ganz dem Sturmdrange seines Gemüthes zu überlassen. Die Strahlen des Mondes fallen in den Saal. Wir erkennen ihn wieder, unsern Schiller, an dem sanften Auge, an dem ausdruckvollen Munde, an den blassen mit Sommerflecken bedeckten Wangen und an den dunkelrothen, buschigen Haaren. Was ihn beschäftigt haben mag! Wohl der Unmuth über den pedantischen Zwang, in den sich seine überfluthende Gedankenwelt schmiegen mußte. Ihn quält, daß ihm nicht das freie Feld der Wissenschaft geöffnet ist, denn nach ganz anderer Frucht, als ihm geboten wird, dürstete sein Geist, im Garten der Pieriden umherzuschweifen und zu naschen, war nach seinen eigenen Worten, sein innigstes Bestreben. Gerstenberg's Ugolino, die Oden Klopstocks, Schubarts Chronik, weckten den schaffenden Genius in seiner Seele und aus der mächtig erfassenden Darstellung der ihm seit seiner Kindheit stets vertrauten Bibel, holte er sich den Stoff zu seiner Erstlings-Dichtung: dem Epos Moses.

Sei es uns vergönnt, von der Solitude hinweg nach Ludwigsburg hinüberzublicken, in ein Schlafgemach in das gleichfalls der Ruhe bringende Gott nicht eintritt. In dem Hause des Hauptmanns Johann Kaspar Schiller wacht noch eine liebende, sorgsame Mutter und denkt der Vergangenheit ihres Fritz und seiner Zukunft. War es Freude über den errungenen Sieg des Sohnes, war es Bekümmerniß darüber, daß er das Ziel das ihren mütterlichen Wünschen und seiner eigenen Neigung entsprach, nicht erreichen sollte, was in dieser Nacht von ihren Augen den Schlummer scheuchte? Um wie viel lieber wäre es ihr gewesen, wenn der Knabe, statt, wie es nun bestimmt ist, Jurist zu werden, dereinst als Prediger hätte die Kanzel besteigen können. Glaubte sie doch schon, wenn er im kindischen Spiele die schwarze Schürze um die Schultern hing, und seinen Schwestern von der Stuhllehne herab eindringliche Reden hielt, den künftigen Pastor zu sehen. Aber der Wille des Herzogs hatte es Anders gestaltet. Der kleine Fritz, welcher im Kreise der Spielgefährten sich bereits durch sein Talent auszeichnete, und sogar schon lateinische und deutsche Verse gemacht hatte, wurde dem Herzoge durch seinen Lehrer Jahn für die Solitude empfohlen, und

wie ungern sich die Eltern auch fügten, dem gewaltigen Herrn durfte man nicht entgegen sein.

Am 18. Januar 1772 wurde der Eleve Schiller in die Pflanzschule aufgenommen. Es klingt naiv und rührend und gleichsam wie eine Vorbedeutung seiner spätern, nie sonderlich brillanten pekuniären Lage, wenn man in der Aufzählung der wenigen Habseligkeiten, die er mit in die Anstalt brachte, findet „an Geld: 43 Kreuzer."

Mit tiefem Widerstreben war der Knabe dem Gebote des Vaters und des Herzogs gefolgt; sein Bewußtsein sagte ihm, daß hier eine fremde Hand eigenmächtig in sein Geschick eingegriffen, und so war sein erster Schritt in die Karlsschule von Unwillen gegen ihren Errichter und gegen eine Gewalt begleitet, die sich herausgenommen, des Menschen innerstes Wesen nach eigenem Gutdünken zu modeln.

3. Die Flucht.

Die Solitude war öde geworden, seitdem die Karlsakademie — und durch Joseph II. 1781 sogar Universität — im Jahre 1775 nach Stuttgart verlegt worden war. Der Prachtbau, worin die fürstlichen Gemächer sich befanden, stand verschlossen, und, wenn ja der Herzog sich während des Sommers einige Tage hier aufhielt, so war der einfachere Ritterbau, ein neben dem Schlosse befindliches Gebäude die Wohnung Karls. Wenn aber auch die Karlsschule aus der Solitude entfernt wurde, mit Schiller stand sie dennoch fortwährend in inniger Verbindung, da ein festeres Band als das äußere des Zwangs ihn an dieses Lustschloß knüpfte, das Band der Liebe. Seit 1776 nämlich waren dem Hauptmann Johann Kaspar Schiller, der durch seine landwirthschaftlichen Kenntnisse und besonders durch seine Baumschule in Ludwigsburg die Aufmerksamkeit des Herzogs erregt hatte, die Gärten des Schlosses übergeben worden.

So erblickte denn die Solitude den hochbegabten

Jüngling während seiner ganzen Entwicklungsperiode. Seine Begeisterung und seine Klagen, seine Schwärmereien und Phantasien, den tollen Uebermuth seiner Schülerjahre sowie die Schwermuth während seiner militärischen Laufbahn, Alles dies hörten diese Mauern; denn sie bargen die, welche seinem Herzen am nächsten stand, — seine Mutter. Ihrem stillverständigen Sinn, ihrer gewinnenden Güte, ihrer sanften Liebe vertraute der Sohn, und, wenn das überströmende Gefühl, ob Schmerz ob Freude ihm den Busen zu sehr füllte, eilte er hinaus nach der einsamen Wohnung der Aeltern, bei der Mutter seinen Empfindungen Raum und Mittheilung zu geben.

Seht da die lärmende Gesellschaft, die einzieht um bei den Aeltern des Freundes sich für die Leiden der Schule gütlich zu thun. Die ganze Bande, ist herüber gekommen ist mit ihrem jungen Hauptmann zu dem alten, und ob dieser auch den Kopf schüttelt, von der Mutter wurde gebacken und gebraten, um den lieben Sohn mit seinen Kameraden recht tüchtig zu bewirthen. Roller Schweizer und wie sie alle heißen die Namen, die später durch die Räuber verewigt wurden, unser Ohr vernimmt sie da als Spitznamen der Gesellen der Bande, und auch der Spiegelberg fehlt nicht, und selbst nicht der Plan

dieses humoristischen Spitzbuben „wir wollen unter die Juden gehn, und sie nach Palästina führen" denn oft genug hat jener Karlsschüler, den Schiller zum Zeichen seiner Verachtung mit diesem Namen belegte, dieses Projekt prahlend zum Besten gegeben. Im Kreise der Freunde, Lemmp, Van Hoven, Petersen, Zumsteg, Dannecker, Scharfenstein waren unter ihnen sitzt da der junge Dichter und trägt ihnen begeistert seine Schöpfungen vor. Die Mutter hört vergnügt auf die reich klingenden Strophen und freut sich sichtbar, wenn der Beifallsturm der Genossen sein Lob verkündet. Der Vater gibt sich zwar das Ansehen, als mache er sich aus diesen Schülerarbeiten Nichts, doch ist auch er ein aufmerksamer Zuhörer und von dem erwachenden Talente seines Fritz freudig berührt. Wer ihn aber so schreien hören, ihn sehen würde, wie er bei jedem Worte mit den Händen ficht, er würde nicht vermuthen, daß dieser, man kann sagen lächerliche, Vorleser den Gigantengeist in sich trage, den alle Geschlechter an ihm bewundern werden. Nur von den Räubern wurde auf der Solitude nichts gelesen, denn man hütete sich diese Dichtung den Aeltern zu zeigen. Aber Stück für Stück wurden sie seit 1777 in geheimen Versammlungen, sei es in dem Karzer, sei es in der Kran=

kenstube vorgetragen und besprochen, unter ihnen — sie alle waren ja dem Dichter zu seinen Gemälden gesessen, fanden sich wieder in ihnen, — bis sie endlich zum Schrecken des Herzogs und zur Bewunderung des deutschen Publikums in die Welt hinaustraten.

Ein andermal gewahren wir ihn einsam durch die Felder, durch die Waldungen schweifen, sein Auge blickt nicht auf das, was ihn umgibt, es webt und lebt in seiner innern Welt so mächtig, daß die äußere ganz vor ihm zurücktritt. In solchen Stunden seiner schöpferischen Kraft vergönnt ihm sein Genius Lichtblicke in die Geschicke der Menschen, daß der Jüngling, der in seiner düsteren Schulzelle oder höchstens auf der Spanne Raum zwischen Stuttgard und der Solitude eingeschlossen war, das Bedürfniß der Zeit erkennen, den Sturz des alten Gebäudes voraussehen konnte. Und seine Prophetenstimme erscholl, als Alles noch ruhig und gemüthlich auf dem unterwühlten Boden saß, und Alle, die sie hörten, wurden erschüttert durch sie, ohne die Tragkraft zu fühlen, welche die gewaltigen Worte hatten. Manchmal aber sind es mildere Empfindungen, die Schillers Herz durchströmen. Wie er da mit Thränen im Auge auf die Lilien vor dem Fenster der Mutter herniederblickt; mit sanftem

wehmuthsvollem Ausdrucke ist er von Schwermuth erfüllt, die dieses oder jenes Buch in dem allen Eindrücken geöffnetem Gemüthe erregt hat.

Ossians Lieder, Millers Siegwart, Göthes Werther liegen dann gewöhnlich auf dem Tische und mancher Brief aus jener Zeit zeugt uns von einer Stimmung, der sogar das Leben werthlos ist.

Wieder ein andermal sehen wir den Jüngling stolz und sicher einherschreiten nach der Solitude, er tritt auf als ob der „Herzog der geringste seiner Unterthanen wäre.“ Aber wie sieht er aus, der Regimentsmedikus, denn das ist er nun nach dem Austritt aus der Akademie geworden. — Die lange, gerade Figur ist in die Uniform preußischen Schnitts eingepreßt, drei steife vergipste Rollen hat er an jeder Seite, hinten baumelt ein dicker großer Zopf und hüben und drüben hängen die Arme schlotternd herab. Den langen Hals umschnürt eine äußerst schmale roßhärne Binde. Knappe Hosen pressen die Beine ein und unförmliche, schmutzig weiße Kamaschen umstricken die Füße. Steif, ohne die mindeste Eleganz, wie ein Storch, schreitet Schiller einher; aber die breite Stirne, der ausdrucksvolle Mund, die blassen Wangen und die sanften Augen geben ihm trotzdem einen interessanten Reiz, und verrathen den

ungewöhnlichen Menschen. Was heute die Brust des Dichters hebt, ist die Aufführung seiner Räuber in Mannheim. Nun da sein Ruhm weit über die Gauen des Württemberger Ländchens hinaus gedrungen ist, kümmert's ihn wenig, ob der Herzog sein Buch durch Henkers Hand verbrennen läßt, er hat der Stimme seines Innern gehorcht, indem er es niederschrieb, er wird ihr auch ferner folgen, ohne darauf zu sehen, ob das herzogliche Kommandowort sein Placet dazu gibt oder nicht.

Du bist ihm doch dankbar, mußt es ihm sein für die liebevolle Aufmerksamkeit, die er dir immer bewiesen, ruft eine Stimme in seinem Innern. Und eine andere entgegnet: Wider deinen und deiner Aeltern Willen hat er dich aufgenommen, dein Selbst eingeschnürt mit den Banden seiner fürstlichen Laune, dich wie einen Thon behandelt, den er kneten und umformen könne à son plaisir.

Aber sie, sie, die dir immer so liebreich gewesen, die für dich so viele mütterliche Sorgfalt gezeigt, jenes geschichtliche Weib, das an der Seite des Herzogs steht, und zu dem du ehrfurchtsvoll, und gestehe dir's, sogar liebend hinaufblickest, und der vielleicht auch du nicht ganz gleichgültig bist! so sprach's in seiner Seele, und er gedenkt der Rede

über die Folgen der Tugend, die er vor einigen Jahren an ihrem Geburtstage in ihrem Beisein gehalten, die er ihr mit eigener Hand sorgfältig und unter manchen hochfliegenden Phantasien abgeschrieben und überreicht hatte. Doch auch sein Fiesko mit dem unerschütterlichen Verrina kommt ihm dabei ins Gedächtniß, sein tief gebeugter Freund Schubart und er beschließt sich loszureißen von den Banden, die ihn an den Herzog knüpfen. Daß er Beruf zum Bühnendichter habe, das steht nun, nachdem er in Mannheim sein Werk auf den Brettern gesehen, fest in ihm: „von diesem Tage an glaube ich zählen zu können, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet und — im Regimente Augé wird man keine neue Zeitrechnung von dem Tage beginnen, wo ich nicht mehr seine Grenadiere courire.“ Und entschlossen schreitet er weiter durch die winterlichen Fluren zur Wohnung der Aeltern.

Nicht so stolz, sondern in sich gekehrt, nachdenklich langsamen Schrittes sieht im Herbste desselben Jahres die Solitude Schiller wieder zu seinen Aeltern zurückkehren. Vergangenheit und Zukunft liegen trüb vor ihm, und die Gegenwart drückt ihn mit Sorgen nieder, die demüthigend und entwürdi-

gend für seinen emporstrebendrn Geist sind. Zwar das stolze Gefühl seines Dichterwerthes verläßt ihn auch jetzt nicht, auch jetzt nicht, wo die Stuttgardter Kleinstädter Zeter über das Genie schreien, weil sie dasselbe nicht zu begreifen vermögen. Die Spaziergänger, welche dort an Schiller vorübergeeilt sind, haben ihn durch ihr lautes Gespräch deutlich genug daran erinnert, auf welchem Boden er hier stehe. Die Einen kritteln über seine ärztliche Wirksamkeit, die andern ärgern sich, daß der Medikus am Abend Manille spielt oder Kegel schiebt und dabei seine Maaß Wein trinkt, da er doch, wie sie wohl wüßten, seine Rechnung nicht bezahlen könne, und der Wirth zum Ochsen immer zögernder und bedächtiger eine unquittirte Rechnung zur andern schreibe; die dritten finden an dem abstoßenden Wesen Schillers, mit dem er sich unter Fremden bewegt, kein Behagen. Die Geschichte mit dem Garteninspektor Walther, dem er in den Räubern ein Schand-Monument gesetzt, war noch nicht vergessen, und dazu kam nun noch eine neue Mähr, die Jungen und Jüngchen beschäftigt, es habe der Herr Regimentsmedikus seinem Zensor im eigenen Zimmer so tüchtig die Meinung gesagt, daß dieser ihm die Thüre weisen mußte. Endlich gar die Anthologie, die Anthologie! —

welch reiches Kapitel für das Philisterium! die Kindsmörderin! — was das für ein schreckliches Gedicht ist! „Ja, ja," dachte Schiller selbst, „sie hat mich in der Gegend berüchtigter gemacht, als zwanzig Jahre Praxis!" und dann diese Verse an die Laura, die ganz abweichend von dem anakreontischen Styl der Zeit, halb Metaphysik halb Sinnlichkeit, den Kopf eines ruhigen gemüthlichen Lesers völlig verwirren. Und wer erst diese Laura kennt — und halb Stuttgard kennt sie. Als sie neulich beim Schoppen saßen, und die Frau Hauptmanns- und Regimentsquartiermeisterswittwe gerade vorüber ging, fragten lachend die Einen, „Die da?" und höhnisch antworten die Andern, „Die da!" indem sie ihre Köpfe neugierig spöttisch an das Fenster drückten, und ihr nachsahen, so lange sie konnten. — In der That, der Neid und die Neugier, der Ruhm die Liebesbegeisterung eines unsterblichen Dichters hervorgerufen zu haben, und endlich die Gedichte selbst können mit vollem Rechte fragen: „Wie kommt dieses gute Weibchen zu Schiller?"

Selbst die Freunde des Dichters zucken die Achseln und wissen wenig darauf zu antworten. Schön ist sie nicht, darin stimmt man überein. Scharfenstein meint, sie habe doch etwas Guthmüthiges, Anziehendes, Pikantes.

Allein der Bibliothekar Petersen ist ganz anderer Ansicht, und läßt ihr nicht einmal das. „Sie ist ein wie an Geist so an Gestalt verwahrlostes Weib, eine wahre Mumie.“ Aber sagt er weiter: „Schiller ist einmal so: Schlechter Schnupftabak, kratzende Weine, garstige Weiber. Bei ihm wird der Tabak gut, die Weiber schön, der Wein vortrefflich. Als wir nach Mannheim fuhren, wo seine Räuber zum erstenmal gegeben werden sollten, — wir waren die letzten, die ankamen. Und warum? Der Dichter der Amalie hatte sich mit einer Kellnerin in Schwetzingen so sehr in ein Gespräch verwickelt, daß wir dadurch fast die ganze köstliche Scene zwischen Franz und seinem Vater versäumt hätten.“

Man kann sich denken, wenn so seine Freunde urtheilen, wie die große Masse sich ausspricht. Von der Hausbesitzerin geht das Gespräch auf seine Wohnung selbst über. Und auch die gibt dem Tadel reichlichen Stoff. „Ja da sieht's aus!“ referirt der Glückliche, dem es vergönnt war, einen Blick in dieselbe zu thun. „In einer Ecke steht ein großer Ballen Bücher,“ „Das sind die Räuber, Gevatter“ ergänzt der Nebengehende, „das ist eben das Buch, worüber sie so viel herüber und hinüber reden.“ Und neben dem Bücherballen, fährt der erste fort,

kugeln Kartoffeln herum. Dann sieht man wieder zerbrochene Teller, leere Flaschen, Uniformsstücke, ich sage euch, ein Untereinander ists, — na, na, der fremde Herr, Leuchsenring haben sie ihn glaube ich genannt, der dort jüngst angefahren kam, der wird sich seine blauen Wunder gedacht haben. Wenn er aber erst den Bedienten gesehen hätt', den Kronenbitter! eine tollere Fratze ist mir noch nicht vorgekommen, die macht dem Geschmacke des Herrn Doktor keine sonderliche Ehre.

„Serenissimus," sagt ein alter Kammerdiener, und die Ohren der Gesellschaft, von denen wir im Fluge diese Urtheile erhascht haben, werden bei Erwähnung dieses erlauchten Titels ordentlich länger, die Augen größer, Alles hört in gespannter Erwartung, „Serenissimus haben, ich weiß es aus bestimmter Quelle, sich äußerst ungünstig über den Feldscheerer ausgesprochen. Seine Durchlaucht haben erfahren, daß er mit der Vischerin abermals in Mannheim gewesen, um sein Stück zu sehen, und wer weiß, was geschieht; der Schubart ist auch lang genug gesessen, bis er mürb geworden."

„Hm, hm" räuspern die Andern; und das Gespräch nimmt eine andere Wendung.

Schillers Lage wurde wirklich unerträglich.

Der Herzog sah aus den Poesien seines Zöglings wohl das Talent, aber er, der die Glätte und das Maaß, die Regelförmigkeit und die Gespreiztheit, das Aristokratische und das Bemessene der französischen Tragödie gewohnt war, konnte keinen Gefallen an einer Dichtung finden, die regellos, überwüchsig in allen ihren Personen, in Tendenz wie in Charakteristik noch nicht ganz zur Klarheit gelangte, aber um so kräftigere demokratische Elemente in sich trug. Er, der Selbstherrscher sollte aus seiner Karlsschule einen Dichter hervorgehen sehen, der, gegen jeden Zwang titanenhaft ankämpfend, unverhüllt die feurigste Freiheitsliebe predigt! Karl erschrack vor einem Schriftsteller, welcher deutsch, mächtig und mit praktischer Anwendung Lehren verfecht, die doch französisch, geleckt ausgesprochen und unter Theorien versteckt zum Theile gewissermaßen seine eignen waren, gewissermaßen, denn in Schulreden konnte er die moderne Aufklärung wol leiden, nicht bedenkend, daß die Saat, die sein ganzes Zeitalter, und mit ihm er selbst in die Jugend gelegt, anders und kräftiger erstehen würde, als man geglaubt. Karl hat Schiller gewarnt, ihm befohlen, ihm Alles vorher vorzulegen, was er dichten würde, er hat Drohungen und Strafen an ihm versucht —

vergebens; der Jüngling ging seinen Gang, und das konnte der eigenwillige Herrscher, auf den noch dazu viele eben nicht schmeichelhafter Stellen der Schiller'schen Verse ohne Mühe gedeutet werden konnten, nicht dulden. Außerdem kamen auch äußere Aufhetzereien. Die Graubündner beklagten sich, obwol man wußte, daß nur der Garteninspektor Walther gemeint sei, über das „Bündner Gaunerland" in den Räubern und endlich war der Herzog noch sehr ergrimmt, daß Schiller, um seinen Obristen zu schonen, durchaus nicht eingestehen wollte, er habe sich mit dessen Erlaubniß entfernt. Es war beschlossen, der Dichter solle auf die Festung. Der Dichter aber ist mit sich einig, aus Württemberg zu entfliehen.

Die Solitude war unterdessen zu einem neuen Leben erwacht. Aengstlich prüfend schreitet der Kastellan von Saal zu Saal, Alles aufs Sorgfältigste zu ordnen und das Fehlende zu ergänzen. Der Gärtner sucht alle die Pracht, die die herbstliche Flora noch bietet, gehörig zu entfalten, und ringsum sind sämmtliche Jagdbeamten beschäftigt, die Bauern zu einem Treibjagen zu requiriren.

Der Großfürst Paul, welcher eine Nichte des Herzogs zur Gemahlin hat, wird eben, auf einer Tour

durch Deutschland, Frankreich und Italien begriffen in Stuttgard erwartet. Die Czaarin hatte ihn auf Reisen geschickt, weil sie zeigen wollte, daß sie nicht so mißtrauisch gegen den Sohn sei, als man glaube, weil die Besuche, die Kaiser Joseph und der Kronprinz von Preußen ihr abgestattet, höflicher Weise erwiedert werden mußten.

Im Volke erzählt man sich Vielerlei und Sonderbares von dem fremden Gaste, und als man den Galgen, an welchem der Süß und sein Käfig immer noch hing, auf einmal entfernte, hieß es: Der Herzog hat's gethan, damit der Großfürst, in einem Anfalle seiner bizarren Laune beim Anblicke eines so seltsamen Galgens nicht Lust bekäme, zu sehen, wie sich etwa dieser oder jener aus seinem Gefolge daran ausnehmen möchte.

Der Glanz, welcher einst Karls Hof zum ersten Europas erhob, schien auf einmal wieder zurückgekehrt zu sein: Eine geschmackvoll arrangirte Festlichkeit folgte der andern, und von nah und fern waren Fürsten, Herren und Volk herbeigekommen, um die Herrlichkeiten mit anzusehen.

Zum viertenmale begleiten wir Schiller auf die Solitude. Der Musikus Streicher, einer seiner treuesten Jugendfreunde und die Frau Regisseur Meier, die zu den Festen von Mannheim herübergeeilt,

gehen mit dem Dichter zur Wohnung seiner Aeltern. Und obwol Frau Meier viel von den Verhältnissen Mannheims und besonders des dortigen Theaters spricht, so ist doch Schiller einsilbiger als gewöhnlich. Streicher, der dem Dichter manchmal bedeutungsvolle Blicke zuwirft, weiß, was in dem Herzen des Freundes vorgeht, und sucht die Conversation lebhaft zu erhalten. Auch das Gespräch bei den Aeltern will nicht recht in Gang kommen. Mit Thränen im Auge, tiefergriffen, der Sprache nicht mächtig empfängt die Mutter den Sohn; und was Frau Maier dort auch erzählt von den Erfolgen in Mannheim, von dem Reichsfreiherrn von Dalberg, der Schiller so geneigt, und jetzt eben auch in Stuttgard sei, die Frau, die sonst für jedes Lob, das ihrem Kinde gespendet wird, so empfänglich, hört es heute nur mit halbem Ohre, mit zerstreuten Sinnen. Der Vater allein ist unbefangen, und während er eine Aufzählung der Festivitäten gibt, entfernt sich Mutter und Sohn. Wohl eine Stunde bleiben sie aus, eine schwere Stunde, denn sie nehmen Abschied. Mutter und Schwester wissen wohl, daß heute der Würfel noch fallen muß, dem Vater haben sie's verborgen, um ihn nicht zur mißlichen Wahl zwischen Pflicht und

Kindesliebe zu zwingen. Nur Schiller kommt zur Gesellschaft zurück. Er entschuldigt die Mutter, und die feuchten gerötheten Augen des Jünglings zeugen dafür, daß diesem Ausbleiben eine traurige Veranlassung zu Grunde liegen müsse.

Am einundzwanzigsten September war auf der Solitude das große Jagen, zu dem der Herzog mehr als sechs tausend Hirsche hatte zusammen treiben lassen. Rings um den Wald mußten Tag und Nacht Bauern stehen, damit ja kein Hirsch entkäme, und als die Jagd begann, wurde das Wild die Anhöhe hinauf und in den Bärensee gehetzt, wohin die hohen Herrschaften von dem eigens hiezu erbauten Pavillon aus gemüthlich ihre Büchsen richten konnten.

Stuttgard und seine Umgebung stand verödet, Alles war auf der Solitude zusammengedrängt; Aller Augen waren auf den Großfürsten gerichtet. War es doch bekannt, daß er von der nordischen Messalina nichts weniger als mütterlich behandelt werde. Man wußte, daß sie den Haß gegen den ermordeten Gemahl auf den Sohn übergetragen, wollte sogar erfahren haben, sie gehe damit um, Paul ganz von der Herrschaft auszuschließen. Nicht verborgen blieb es auch, daß täglich ein Courier während der gan-

zen vierzehnmonatlichen Reise abging, um der argwöhnischen Mutter von allen Worten und Handlungen des Sohnes Nachricht zu geben. Das Gesicht des Großfürsten ist streng, finster, häßlich, jedoch nicht geistlos, sein Auge blickte heftig und unstät, die Züge wechselten jede Minute. Seine ganze Umgebung zittert vor ihm, man fürchtet sein Vertrauen, wie seinen Haß, und muß erwarten, für den kleinsten Fehler mit höchst eigner Hand geprügelt zu werden. Dagegen ist die Großfürstin ein Bild der Sanftmuth und Güte. Sie ist eine schöne Dame, majestätisch und stolz, und dennoch dabei mit dem unverkennbaren Ausdrucke von Güte. Der Seelenadel dieser vortrefflichen Frau, die Kaiser Alexander so innig geliebt hat, liegt in allen ihren Zügen, in ihrem ganzen Wesen. „Man könnte sie beklagen", äußerte sich ein Höfling über sie, "wenn die Liebe ihrer Familie nicht zu ihrem Glücke hinreichen würde, aber Rußland wird ihr einst das Seinige verdanken. Ihre Güte, ihre Sanftmuth, ihre Geduld, ihre Bescheidenheit wurden auf die härtesten Proben gestellt, und sie haben sie bestanden. Durch den Argwohn Katharina's von ihren Kindern getrennt, lebt sie nur der Wohlthätigkeit, den Studien und den Künsten. Sie

erträgt die Bizarrerien ihres Gemahles mit engelgleicher Geduld. Wie oft hat man sie nicht von Gatschina nach Paulovski ihm zu Pferde folgen gesehen, und ob ermattet von der Anstrengung und Hitze, ob triefend von Regen, ob bedeckt mit Schnee, — nie nahm ihre Miene den Ausdruck der Bitterkeit an." „Einst, so erzählte man weiter, mußte, wie öfters, die Großfürstin den Truppen ihres Gemahls bei den ewigen Exercitien als point de vue dienen. Er hatte sie auf den Balkon eines halb ruinösen hölzernen Schlosses gestellt, das er vertheidigte, der eine andere Abtheilung angreifen mußte. Ein Regen kam; aber Paul kümmerte sich in seinem Heldenmuthe nicht darum, und wartete nur immer auf den Feind. Als dieser fort und fort zögerte, sprengte der Großfürst ungeduldig weg, und unterdessen mußte die arme Frau auf dem Thurm unter den heftigsten Güssen von fünf Uhr Morgens bis ein Uhr Mittags auf ihren Gemahl warten." —

Der Abend zog heran und ringsum die ganze Strecke der Solitude bis hinüber die vier Stunden lange Allee nach Ludwigsburg hob sich bei einbrechender Nacht, wetteifernd mit den Sternen, ein wirres Lichtgefunkel, daß das Auge davon betäubt wurde wie das Ohr durch die Klänge der Musik,

das Gesumme der Stimmen und die Schüsse der Jäger.

Während sie oben im tollen Taumel der Lust sich umher trieben, ist in Stuttgard der Dichter beschäftigt, sich endlich der Gewalt des Herzogs zu entziehen. Schon Vormittag um zehn Uhr sollte Alles bereit sein. Aber als Streicher, der Schiller begleiten wollte, den Freund aufsuchte, stand dieser vor dem geöffneten Koffer, die Oden Klopstocks in der Linken, in der Rechten einen Bleistift, und wie sehr der Musikus auch drängt, das Gegenstück, das der Dichter machte, mußte fertig sein und vorgelesen werden, ehe weiter gepackt werden durfte.

Abends neun Uhr hält der Wagen vor Streichers Wohnung. Zwei leichte Koffer und ein kleines Klavier sind sein Gepäck, und nicht ganz fünfzig Gulden das Reisegeld der beiden Freunde. Der Wagen fährt zum Eßlinger Thor hinaus.

Wer da!

Die Doktoren Ritter und Wolf.

Passirt.

Der befreundete Lieutenant, der die Pseudodoktoren kennt, winkt ihnen seine Abschiedsgrüße zu und glücklich liegen die Mauern der bedrängenden Residenz hinter den Flüchtlingen.

Nun gehts auf Umwegen bis zur Ludwigsburger Straße. Wortarm, ängstlich, auf jedes Geräusch lauschend, sitzen die Beiden neben einander. Endlich ist die erste Anhöhe erreicht, sie fallen sich freudig in die Arme, denn die Hauptgefahr ist vorüber. Weiter rollt die Kutsche mit dem Geschicke unsres Dichters. Mitternacht ist nahe, und von ferne herüber steigt allmählig aus der Nacht, von Lichtglanz umflossen, die Solitude empor.

Schiller erhebt sich, er zeigt seinem Freunde von Rührung ergriffen jene Stelle des Gebäudes, wo seine Aeltern wohnen. „O meine Mutter, ruft er mit unterdrücktem Seufzer und fällt auf den Kutschensitz zurück.

Glückliche Mutter, die Deutschland einen solchen Sohn geschenkt.

4 Die Heimkehr.

Beweint von den Seinen, heimlich, verfolgt von der Rache seines Fürsten, ohne äußere Mittel, allein der in ihm wohnenden Kraft vertrauend, zog Schiller in die Welt. Doch

Mit dem Genius steht die Natur in ewigem Bunde:
Was der eine verspricht, leistet die andre gewiß.

Umgeben von seinen Bewunderern, der Stolz der Seinen, der Freund eines Fürsten, die Freude seiner Freunde kehrt an der Seite einer liebenswürdigen Gattin Schiller glücklich in die Heimath zurück.

Den Räubern und Fiesko war Kabale und Liebe gefolgt, ein tragisches Gemälde, das mit erschütternden Farben die verderbten geselligen Verhältnisse der Zeit darstellte. Aus den Gesinnungen und Gefühlen seiner eigenen Brust war Ferdinand entstanden, aus den Erinnerungen an Franziska die Lady Milfort. Dann kam Don Karlos; Posa, der edle Kämpfer für die Freiheit im Staate und im Bekenntnisse, der aufopfernde Freund — er ist ein Abbild Schillers, in dessen

hoher Seele die Gesinnungen eines Posa Wurzel geschlagen hatten. Die Welt nennt den Marquis ein Ideal; Schiller konnte das nicht glauben, denn wenn er in sein eigenes Herz griff, so fühlte er, der Malteser sei menschlich und wahr gezeichnet. Und während die Hoffnungen von der poetischen Begabung des Jünglings sich so herrlich erfüllten, war auch der Ruhm nicht zurückgeblieben, und hatte seine vollen Kränze auf das Haupt des Dichters gesetzt. Selbst von Frankreich herüber drang die Anerkennung; die Republik schickte ihr Bürgerrecht und in Deutschland war der Zögling der Karlsschule der Liebling aller gefühlvollen und denkenden Menschen, der Stolz der Freunde seines Vaterlandes geworden. Als er in der Akademie Göthe an der Seite des fürstlichen Freundes gewahrt: seinen kühnsten Hoffnungen wäre das zu kühn gewesen, diesem Manne nahe zu stehen als Gleichbegabter; und dennoch hat sich's erfüllt: unter der Aegide des kunstsinnigen Herzogs von Weimar hat sich neben den älteren Göthe, Wieland und Herder — Schiller, der jüngere Mann einen Platz errungen.

Nachdem Mutter und Schwestern ihn in Jena besucht hatten, war die Sehnsucht nach dem Schwabenland, nach den trauten Orten, wo er sich als

Knabe und Jüngling gefreut und gehärmt hatte, in ihm erwacht. Hoffend, in den lieblichen Thälern des Neckar Genesung von den Leiden fortwährender Krankheit zu finden, zog er mit der jungen Gattin heimwärts zur Solitude und Ludwigsburg.

Die Reise ging über Mannheim, wo er einst seine ersten Triumphe gefeiert, und wo Margaretha Schwan liebe Erinnerungen in ihm erweckte, nach Heilbron. In der Nähe des Herzogthums hielt es der Dichter für gerathen, sich dem „Herrn reichsstädtischen Amtsbürgermeister“ Wacks um landesherrlichen Schutz zu empfehlen, und die freie Reichsstadt war galant genug, den Sänger zu ehren und „dem Herrn Hofrath durch einen Senator vergnügten Aufenthalt wünschen zu lassen.“ Aber auch der Herzog, an welchen Schiller eine schriftliche Bitte um Gestattung der Rückkehr eingereicht hatte, legte seinem ehemaligen Eleven Nichts in den Weg. Er antwortete zwar nicht direkt, aber er äußerte gegen seine Umgebung: „Ja, ja, der Mann hat sich recht notabel gemacht. Wenn er ins Württembergische kommen will, ich werde es ignoriren.“

Und so eilte denn Schiller hinüber in die heimathlichen Berge, um hier seine Aeltern und Freunde, seine Vaterstadt wieder zu begrüßen, und durch die

Kunst des Jugendfreundes Van Hoven, der nun Leibmedikus geworden, seine Gesundheit wieder zu erhalten.

Kaum, daß man ihn wieder erkannte. Der hagere Mann, mit dem würdevollen Ausdruck seines Gesichtes schien nicht mehr dieser Welt anzugehören: er sah, wie Göthe sich ausdrückt, wie der Gekreuzigte aus, so vergeistigt waren alle seine Züge. Statt der gereizten, wechselnden Stimmung, die den Jüngling charakterisirte, hatte ein milder Ernst, eine edle Heiterkeit, eine freundliche Würde in ihm Platz genommen, und ein eigner Zauber lag in seiner Unterhaltung. Auf die anmuthigste Weise wußte er dichterische Bilder und tiefe philosophische Gedanken in die gewöhnlichsten Gesprächsgegenstände zu verschlingen und zu verweben; man merkte nicht den überlegenen Geist, der wie spielend die Unterhaltung lenkte. Es war, als ob sich ein kundiger Fährmann das Vergnügen machen wollte, seine Freunde, ohne daß sie es wüßten, auf leichter Gondel tief in die hohe See hineinzuführen. Sie fuhren aus, sie landeten an, ohne die Tiefe und die Gefahr des Elementes näher zu kennen, dem sie sich vertraut, und das der Fährmann neckisch durchzogen hatte.

In Ludwigsburg schlug Schiller seine Wohnung

auf, und bald hier, bald auf der Solitude verflossen die Tage seines Aufenthaltes. Außer Van Hoven waren der kunstsinnige Rapp und Konz liebe Jugendgenossen, die der Dichter wieder begrüßte. Auch Abel in Tübingen wurde aufgesucht; und Matthisson und Cotta waren neugewonnene Freunde. Eine Erinnerung an jener Zeit ist das Blatt, ohne welches sich der Franzose einen Deutschen gar nicht denken kann — die allgemeine Zeitung verdankt dieser Anwesenheit Schillers im Schwabenlande ihren Ursprung; Cotta's Idee wurde damals gefaßt, und unser Dichter sollte nach seinem Plane ihr erster Redakteur sein. Ein eignes humoristisches Geschick machte Schiller auf der Spanne Raum, wo er durch Schulmeisterei so viel gelitten, selbst zu einem Schulmeister. Jahn, sein früherer Lehrer, hielt immer noch den Schulstab in Ludwigsburg, und weil denn die alte Hand etwas wankte, so nahm ihm der dankbare Schüler manchmal den Stab ab. Da sahen denn die Knaben von Ludwigsburg den berühmten Poeten, wie er den Kopf auf die Hand gestützt, ein Bein über das andere geschlagen ihnen Logik und Rhetorik dozirte. Kam dann die Stunde der Geschichte, so wurde der fremde stille Herr auf einmal bewegt, richtete sich begeistert in die Höhe, und jene feurigen

beredten Worte floßen aus seinem Munde, die ihn zum Lieblinge der Jenaer Studentenwelt machten.

Endlich der, welcher Schillers ganzes Schicksal so lange gelenkt, Herzog Karl — ein sonderbarer Zufall! — starb während seines Dortseins. Ein schönes Zeichen der edlen Gesinnung des Dichters ist es, daß er nur dankbar der Wohlthaten des Verstorbenen gedachte, und die Unbild, die er ihm zugefügt, längst der Vergessenheit übergeben hatte. Obwol der Vater in ihn drang, nicht einmal zu einem Glückwunschgedicht an den Herzog Ludwig Eugen konnte der wackere Mann vermocht werden.

Auch diesmal schrieb in das Buch seines Lebens Schwaben ein denkwürdiges Ereigniß. Aber es war kein trauriges, es war ein Festtag, den es darin verzeichnete. In demselben Monate, in welchem er vor vierzehn Jahren aus der Heimath geflohen, ward ihm in Ludwigsburg das Glück der ersten Vaterfreude. Fürwahr, ein rührender Anblick, der hohe Mann, mit dem freudigen Ausdruck väterlicher Wonne und Liebe bei seinem Erstgebornen, „seinem Herzenskarl, seinem Goldsohn." Die Mutter lächelt freundlich den Jungen an, und meint, er wäre schon recht wohl erzogen, und mache

so ernste Gesichter, als ob er Plane zu Trauerspielen in seinem Köpfchen herumtrage.

Die Hoffnung seiner Genesung wollte sich nicht erfüllen, es war ein Wehrmuthstropfen, der in diesen Becher der Freude fiel. Fast jeden Tag drückte ihn ein Krankheitsanfall nieder, und die Entwürfe zum Wallenstein lagen mitten zwischen Arzneiflaschen, die den Patienten umgaben Dennoch rastete sein Geist nicht, und wie er schon als Jüngling nächtlicher Weile der Stimme seines Genius am liebsten zu gehorchen pflegte, so waren auch jetzt wieder die Nachtstunden, in denen die schaffende Kraft seiner Seele sich trotz der Leiden der siechen Hülle glänzend entfaltete.

Im Lenz 1794 verließ Schiller Aeltern und Heimath, um nach Jena zurückzukehren, leider aber so entkräftet, daß, als er dort ankam, seine Freunde das Schlimmste befürchteten. Die Besorgniß Göthe's, er werde kaum vierzehn Tage der Erde bleiben, war jedoch unbegründet, und noch viele herrliche Werke sollten seinem Geiste entspringen, bevor Deutschland seiner Leiche mit Thränen folgte.

* *
*

Was wir noch von der Solitude zu erzählen haben, ist untergeordneter Wichtigkeit. Denn die beiden Männer, welche die Geschichte dieses Schlos-

ses beleben, sind ja aus ihm gewichen. Es ist deßhalb an der Zeit, den Schauplatz aufmerksamer zu betrachten, auf welchem sie gewirkt. Wir wissen es, daß mit eiserner Anstrengung Karl hier die Natur bezwungen, und, um seinen Willen durchzusetzen, Waldstrecken gelichtet, Krümmungen geebnet, Abgründe ausgefüllt hatte. Guèbiers ist der Erbauer dieses Schlosses, das ein Oval bildet, und an dessen beide Seiten ein Pavillon sich anschließt. Eine schöne Kuppel mit vergoldetem Laubwerk und andern Verzierungen geschmückt, bedeckt den mittlern Theil. Um das Ganze läuft ein Arkadenbau herum, über welchem sich eine geräumige Gallerie befindet, zu der breite, geschweifte Treppen führen. Ein großer schöner Saal des Schlosses war besonders dadurch merkwürdig, daß ein Plan von Venedig, der Lieblingsstadt Karl's, in erhabener Arbeit dort ausgestellt war. Der große Rath hatte dem freigebigen Herzog dieses Kunstwerk zum Geschenke gemacht. Im Halbkreis um das Schloß herum ziehen sich die Nebengebäude. Den Lorbeer-Saal, von Guibals Hand geschmückt, haben wir schon bei der Preisevertheilung der Karlsschüler kennen gelernt. Der Ritterbau war der gewöhnliche Aufenthaltsort des Herzogs, der in dem schöngeschmückten reichvergoldeten Saale des Hauptbau's nicht

recht heimisch werden konnte. Ein Theater war begreiflicher Weise bei der großen Begeisterung Karls für die Künste Melpomenes und Terpschoree's nicht vergessen. Es ist das zweite, welches hier erbaut wurde, denn das erste schien dem Herrn nicht akustisch genug gerathen zu sein, und mußte deshalb wieder niedergerissen werden. Der letzte Schimmer des theatralischen Pomps, der vor zehn Jahren in Stuttgard und Ludwigsburg so glänzend aufgegangen, verklärte noch diese Bühne. Bei der Anwesenheit Friedrich Eugens und seiner Gemahlin Friederike, sowie des damaligen erbprinzlichen Paares von Thurn und Taxis am 22. September 1768 wurde ein Festspiel „die gekrönte Eintracht" hier aufgeführt, bei dem noch Jomelli, Aprile, Rubinelli, die Damen Cäsari und Buoanani mitwirkten. Es war dies Jomelli's letzte Composition in Württemberg. In demselben Jahre zog er noch nach Italien, wo er sechs Jahre darauf gestorben ist. Aprile sah noch den Anfang des jetzigen Jahrhunderts und die Cäsari Seemann, die Dirne, wie sie Schubart nennt, ging kümmerlich zu Grunde, nachdem ihr Gatte aus Betrübniß über ihr Treiben vorausgeeilt war.

Auch die anderen Liebhabereien des Herzogs fanden ihre Vertretung. Ein großes Gebäude ist zur Aufnahme

der Pferde bestimmt. Die Ställe umfassen vier, einen weiten Hofraum umschließende Flügel. Jeder derselben hat im Erdgeschoß einen großen, hohen, mit vielen Fenstern erleuchteten, auf jeder Seite mit Kolonnaden umgebenen Saal, in welchen den, wir möchten fast sagen Herrn Pferden ihre Wohnung angewiesen ist. Jede Säule trägt einen Hirschkopf mit seinem Geweihe. Das Lokal kann über dreihundert Pferde beherbergen. Kasernen, eine Kirche, ein chinesisches Haus rc. rc. fehlen natürlich nicht. Sogar der Brunnen mußte der Natur mit Gewalt abgerungen werden. Einhundert vierzig Fuß hoch wird das Wasser mittelst einer hydraulischen Maschine aus einem Felsen mit einem drei Zentner schweren Eimer heraufgewunden, durch bleierne Röhren aus der Maschine unter der Erde fortgeleitet.

Der große Park bietet die manigfaltigste Abwechslung. Lange Alleen ziehen den Berg hinunter. In einer derselben schaut eine vergoldete Reiterstatue des Schöpfers dieser großartigen Anlagen aus den Zweigen hervor. Kaskaden plätschern zwischen den Baumgängen, und Rudel von Hirschen, Rehen und Wildschweinen durchziehen die dichteren Waldplätze. Auch für die Jagd von Wasservögeln ist gesorgt. Wilde Enten und Wasserhühner halten sich in Masse

an dem Bären- und Mönchsee auf, die kaum eine halbe Stunde von der Solitude im Forste liegen. Ein niedliches Jagdschloß schmückt die Ufer des ersteren.

So schön, so herrlich das Ganze, so kurze Dauer hatte dasselbe. Schon vor dem Tode Karls fingen manche der Gebäude, kaum oder noch nicht vollendet, zu verfallen an; und ihr Schicksal, als nach demselben ernste Ereignisse hereinbrachen, werden wir bald erfahren.

Jetzt erübrigt uns noch eine seltsame Begebenheit zu erzählen, deren Erklärung wir unsern Lesern überlassen. Karl Herzog starb zu Hohenheim; aber in der Nacht, als man ihn bestattete, sah man von der Solitude hinab einen Zug wie von hundert Fackeln den ganzen Berg einnehmen, und hinüber wallen auf der Straße nach Ludwigsburg.

So erzählen noch Viele zu Stuttgard und Ludwigsburg, die es selbst gesehen haben wollen.

5. Die Neuzeit.

Welch ein Bild der Vergänglichkeit irdischer Pracht und menschlicher Freude! An der Stelle, wo die fröhliche Jagdmusik Herzogs Karl erklungen, hört man jetzt ein einförmiges Trommelsignal, das die Ablösung anzeigt für die wenigen gesunden Soldaten, die auf der Solitude liegen; an der Stelle, wo die lustigen Chöre seiner Theatersänger erschollen, vernimmt man jetzt das Aechzen Kranker und Sterbender. Die schwere Zeit hat die Freude auch aus diesen Mauern verscheucht, und das Lustschloß zu einem Lazareth umgewandelt.

Doch auch als solches hat es einen Antheil an der Geschichte Württembergs. Der kleine Raum seiner Hallen mußte abwechselnd, wie das Land selbst, ja wie ganz Deutschland, allen Herren dienen. Das Kriegsgeschick führte auf den Freudensitz Herzog Karls Kinder des Westens und des Ostens, um dort — fern von der Heimath und den Freunden zu sterben.

Die Oesterreicher waren die ersten, die den gro=

ßen Pferdestall in ein Hospital verwandelten. Die beginnenden Erfolge der Neufranken hatten bereits gezeigt, daß man die zerfetzten Republikaner mit ihren Assignaten nicht so à la bagatelle behandeln könne, wie die Emigranten glauben gemacht. Hier oben, wo die Kriegsdrommete schwieg, beschäftigt doch fortwährend die Kunde vom Kriegsschauplatz alle die Unglücklichen, welche Krankheit und Wunden zusammengebracht hatten, die gutmüthigen Bewohner der Ens, wie die schmucken Magyaren, die wilden Slaven, die Rothmantel, wie sie das Volk hieß, das mit Schrecken sah, wie sie in seinen Wohnungen hausten, mit Abscheu, wie sie ihre Mahlzeit sich bereiteteten.

Erzherzog Karl war die Hoffnung und Zuversicht Aller. Aber während unten der Kniebiß genommen wurde, und Moreau immer näher und näher rückte, hauste oben der Tod auf andere Weise. Die Seuche ging von Lager zu Lager. Fluchend und noch einen Schluck Branntwein auf der Zunge, den er sich für seine letzten geraubten Groschen zu verschaffen gewußt, verschied der Kroate; das brechende Auge nach den fernen heimathlichen Bergen gerichtet, der Tyroler; der sonst so zügellose Wallone, zieht in den letzten Augenblicken den längst vergessenen Rosen-

kranz und das abgeriebene Gebetbuch aus dem Tornister, um als guter katholischer Christ wenigstens zu sterben, als der er sich freilich in seinem wüsten Leben niemals gezeigt hatte.

In den Jahren 1805 und 1806, wo die napoleonischen Kriegsadler über Europa dahinflogen, hatte das Siechthum abermals auf der Solitude seinen Sitz aufgeschlagen. Statt des Erzherzogs Karl war der Kaiser der Angelpunkt jedes Gespräches. War doch er allein das Band, welches das ungeheure durch das Schwert erbeutete Reich, die aus Kriegern der verschiedensten Zungen bestehende Armee zusammen gehalten!

Der Krieg und der Kaiser — das war die Welt, in der diese Alle sich bewegten, in der sie gelebt, in der sie starben.

Nun da sie die Krankheit in ihre Fesseln gelegt, sie nicht den siegreichen Fahnen ihres genialen Feldherrn folgen können, liegen sie oben, dürstend nach Nachrichten von ihm und seinen Zügen, oder sich belebend durch die Erinnerung vergangener Schlachttage. Eine einzelne Szene gibt uns den ganzen Umfang dessen, was zu jener Zeit die Solitude erfüllte; denn eine Szene sieht hier oben der andern gleich: Ein vernarbter Soldat erzählt von dem

abenteuerlichen Zuge nach Aegypten; sein Kamerad berichtet von dem Uebergange über den Gotthardsberg, und ein alter Brummbär aus der Garde mit großem Schnurrbart und kecken Augen instruirt die Rekruten, wie man die Bauern und ähnliches Gesindel rupfen müsse, um Tornister und Magen immer voll zu haben. Einer von den bêtes allemandes, die bei dieser Gelegenheit durchaus nicht geschont wurden, fehlt auch nicht, und flucht auf seinem Lager den sogenannten „Befreiern" Deutschlands, die auf dessen Kosten zehrten. Die einzige Abwechslung bei diesen ewigen Geschichten von Schlachten und Wunden, von Eroberungen und Erbeutungen bildet der Besuch der Aerzte, die theilweise aus dem benachbarten Stuttgard zugezogen wurden, oder — der Tod. Und der Typhus, der stete Begleiter der Heere, der weit mehr Opfer fordert, als die Kugel des Schlachtfeldes lichtete auch diese Reihen.

Das Kleeblatt vollzumachen, wurden 1813 und 1814 kranke Russen die Bewohner der Solitude. Von den Ufern der Newa, aus den Steppen der Ukräne waren sie herübergekommen mit ihrem ritterlichen Fürsten Alexander, nachdem die Fakeln, in Moskau's Paläste geworfen, den Scheiterhaufen angezündet, der Napoleons Glück zerstörte. Was

hatte man in Deutschland nacheinander nicht Alles gesehen! Erst diese herausgeputzten, arroganten Emigrantenbettler, die buntscheckige Reichsarmee, die ebenso buntscheckigen, aber von anderem Geiste beseelten Colonnen der Generale der Republik, die glänzenden Uniformen der Armee des Kaiserreiches mit dem theatralischen Pomp ihrer Musik und Tambourmajors, mit der kriegerischen Würde ihrer tapferen Veteranen, und nun zuletzt diese Söhne des Nordens und Ostens, die auf kleinen Pferden, mit langen Spiesen daher ritten, im Felde die keckſten Reiter, im Quartiere die keckſten Räuber, die Feinde aller gefüllten Speisekammern und Keller, mit ihrer Antipathie gegen Reinlichkeit das Grauen der Hausfrau. Auf der Solitude freilich hatten Heldenthaten und Plünderungen ein Ende. Auf ihr, den Schlössern Hoheneck und Waldenbuch fanden gegen dreizehntausend Russen die nöthige Pflege.

Nachdem auch sie geschieden, kehrten die sonnigeren Tage der Ruhe für Deutschland zurück. Die Tage des Glanzes waren aber für die Solitude für immer entschwunden. Manche von den Gebäuden waren Ruinen, andere hatte man nach Stuttgard geschafft; die katholische Kirche war schon 1805 vom Hasenberge herunter und nach der Hauptstadt ge-

wandelt, wo sie nun auf dem Königsplatze zu sehen ist; ihr folgten bald die Ställe, — in die nie ein Pferd gekommen — um als Marstall dort wieder errichtet zu werden.

Ein werthvoller Schmuck ist jedoch dem Schlosse geblieben, der Schmuck seiner reizenden Lage. Von der Kuppel desselben breitet sich eine unendliche Fernsicht vor unsern Augen aus: mehr als sechzig Dörfer erblickt man in dem lachenden Schwabenlande, bis weit der Schwarzwald, der Odenwald, die Alpen und die Rheingebirge, ein fortlaufender Gebirgskranz, das herrliche Bild abschließen.

Was hier Herzog Karl gesucht, Stille und Einsamkeit in dem trauten Dunkel des schönen Parkes: der Wanderer kann sie nun wieder finden, und die Stimmung der Wehmuth, welche uns so leicht bei einsamen Gängen im Waldesdunkel beschleicht, erhöht sich noch bei dem Gedanken, was seitdem hier oben zu Grabe gegangen. Er kann sich auf Ruinen nun niedersetzen, wo die jüngste Zeit noch Prachtbauten erblickte. Doch auch ein lustiges Treiben entfaltet sich, wenn Sonn- und Feiertags man von Stuttgart herüber pilgert, um am Bärenschlößchen oder am romantischen Mönchsee den Staub und die Mühe der Woche abzuschütteln.

An der Allee, die von der Solitude nach Ludwigsburg führt, steht eine Niederlassung, die hier so ganz nach dem Sinne des Schöpfers dieser Anlage ihre Stätte gefunden, daß es zu bedauern ist, daß er sie nicht mehr gesehen. Der tolerante Karl würde gewiß dem Häuflein Württemberger Dissidenten, die sich in Kornthal seit 1819 niedergelassen, dasselbe Asyl gerne gewährt haben. Es bildet einen versöhnenden Schluß für unser Gemälde, daß nun auf Kornthal und Schlottwiese, wo früher die Jagd hinbrauste, einer friedlichen Gemeinde vergönnt ist nach besondern Glaubensansichten und unter eigner Verwaltung sich in rühriger Entwicklung zu entfalten.

Württembergische Lustschlösser.

IV. Hohenheim.

Hohenheim.

Ein festes Schloß mit Zinnen und Giebeln, mit einer Zugbrücke und hohen Ringmauern nannte sich einst Hohenheim. Das Rittergeschlecht, das es bewohnte, sank dahin, und an der Stelle des mittelalterlichen Baues erhebt sich ein eleganter Palast, und statt Ringmauern und Zugbrücken breitet sich um ihn ein prächtiger Garten aus. Ein Fürstenpaar wandelt durch seine Gänge, Liebesworte, philosophische Ansichten mit einander austauschend; Gärtner und Denker kommen, um sinnend vor diesen Grotten und Tempeln, Ruinen und Maiereien zu verweilen, denn alle diese Anlagen sind Eine große Sphinx voll der schwierigsten Räthselfragen; Wir kennen den fürstlichen Gärtner, der diese Anlagen pflegt, das Fürstenpaar, das sich in ihnen ergeht: Herzog Karl ist's und seine Franziska. In dem großen, vielbewegten Leben dieses Fürsten hatten sich uns schon die verschiedensten Charakterzüge dargeboten; seine reiche Natur wußte sich stets einen neuen

Wirkungskreis für seinen Geist und sein Gemüth zu eröffnen. Das Bild eines zurückgezogenen sparsamen Hausvaters, einer durchaus bürgerlichen Hofhaltung — wer hätte in den fünfziger Jahren glauben können, daß Karl ein solches je bieten könne. Allein nichts Gewöhnliches, nichts Mittelmäßiges konnte es sein, was er für seine Idylle sich ins Dasein gerufen. Wie seine Feste mit denen von Paris wetteiferten, wie der Ruf seiner Akademie Europa durchdrang, — so war jetzt auch wieder Hohenheim eine Schöpfung, die in dem großartigsten Maßstabe das verwirklichte, was man damals für das Ideal von Parkanlagen gehalten. Hohenheim war ein philosophischer Garten; die stolze Eiche, die duftende Rose, der geschwätzige Bach, das einladende Sommerhaus, sie sind nicht da, um Schatten, Wohlgeruch, Erfrischung zu spenden, sondern dem Einen Gedanken zu dienen, den der Gärtner in der ganzen Anlage ausgesprochen wissen will. Bei den Türken schicken sich Liebende Selams; die Farbenpracht des übersandten Straußes hat Sprache und Zunge, und Nelke und Viole, und Tulpe und Vergißmeinnicht, sind verschwiegene Boten, die Liebesversicherungen und Warnungen hin und her tragen. Hohenheim ist ein großer Selam, ein ungeheurer Strauß gewesen,

in dem jeder Baum seine eigene Bedeutung hatte. Und in dieser Blüthen- und Gedankenfülle weilte Karl mit seiner Franziska, abgeschlossen und einfach lebt er die letzten Tage dahin, müde von der Last seines Jugend- und Mannesalters, und besorgt vor dem gewaltigen Riesengeist der Neuzeit, der die Thore seiner Haft kurz vor dem Tode des Herzogs gesprengt hatte.

Noch ein anderer Fürst, ein gütiger Vater der Seinen, brachte unter schweren Sorgen die wenigen Jahre seiner Regierung hier zu, bis die neuste Zeit abermals eine Verwandlung Hohenheims vornahm. Der Palast blieb stehen; aber aus den arkadischen Schäfern wurden wirkliche. Der Kaiser von China nimmt jährlich den Pflug in die Hand. Das Schloß Hohenheim ist seinem Beispiele nachgefolgt, und hat mit Egge und Spaten bewiesen, daß die Zeit eine glückliche zu preisen ist, die dem Streben dient, Wissen und Wohlfahrt über alle Klassen der Gesellschaft zu verbreiten.

1. Vordem.

Im Süden des Württemberger Ländchens in einem anmuthigen Wiesenthale, das von dem dichten ernsten Tannendunkel des Schwarzwaldes beschattet wird, liegt das Kloster Hirschau, jetzt nur noch eine Ruine.

„In den Zellen und Gemachen,
Sitzen fünfzig Klosterbrüder,
Schreiben Bücher manichfalt,
Geistlich, weltlich, vieler Sprachen,
Predigten, Geschichten, Lieder,
Alles farbig ausgemalt.“

Diesem Kloster zu Lehen gehörte im eilften Jahrhunderte das Gut Hohenheim. Wie es nun die frommen, fleißigen Mönche jener Tage zuerst als seine Herrn erkannte, so sollte es auch noch die kräftigen Ritter kennen lernen, um ein vollständiges Bild des Mittelalters zu geben. Denn Harnisch und Kutte, Helm und Bischofsmütze regierten jene romantische und seltsame Zeit.

Mit dem zwölften Jahrhunderte waltete das

Rittergeschlecht der Bombaste von Hohenheim im Schlosse, das nun Lehen derer von Württemberg ist. Der letzte, der von dieser Familie in seinen Mauern gehaust, war Georg Bombast, ein Begleiter des Herzogs Eberhard auf dessen Zuge nach Palästina. Doch die Thaten der Sprossen dieses Hauses sollten nicht allein in ritterlichen Fahrten auf die Nachwelt kommen. Georg war der Großvater jenes berühmten wunderlichen Arztes, der seiner Zeit der Schrecken seiner Kollegen und der Messias aller Kranken gewesen, und bis zur Stunde noch als einer der größten Meister der Heilkunde dasteht: Theophrastus Bombastus Aureolus Paracelsus von Hohenheim. Sein Vater war nur ein natürlicher Sohn Georgs, und Hohenheim selbst kann keinen Anspruch darauf machen, die Wiege des berühmten Mannes gesehen zu haben. Die trocknen Namen der Besitzer ist das Einzige, was uns Jahrhunderte lang von der Geschichte des Schlosses bleibt.

Es fiel 1408 an die Herrn von Speth. Diese verkauften es 1432 dem Eßlinger Hospital, von dem es wiederum an die Herrn von Garb gelangte. Der Garbenhof kam 1736 an die Erben des geheimen Rath von Weinrich, und fiel endlich 1763 Württemberg als Lehen heim.

2. Der Herr und seine Diener.

Wenn der Baumeister das Fundament legt, so ist es Brauch, daß er zum Andenken des Werkes und der Zeit, in der es erstand, Münzen, Früchte, Schriften, in die Grundgewölbe niederlegt, welche die Namen der Erbauer und der Begebenheiten des Jahres melden. Für die Schlösser, die Herzog Karl erbaut, hätte man immer als beste Bezeichnung der Verhältnisse der Zeit die Protestation der Stände und Unterthanen niederlegen können. Keines wurde errichtet, ohne daß gerechte Klagen über allzu große Frohnden und Belästigungen der Beitragenden gehört worden wären. Auch an Hohenheim knüpft sich eine derartige Erinnerung. Dem Erbvergleich zuwider waren mehre Städte und Aemter von einem bereiten geheimen Sekretär „bearbeitet" worden, ansehnliche Beiträge zu liefern. Die Landschaft reichte deshalb eine Beschwervorstellung ein; aber der Herzog, in solchen Dingen zuweilen der alte, gab der Beschwerde nicht nur keine Folge, sondern fertigte sie sogar noch mit witziger Bitterkeit ab: es hänge nur Alles von dem rechten Ge-

sichtspunkte ab, meinte er, und die Landschaft habe bei der Gelegenheit diesen Gesichtspunkt nicht im Auge gehabt, da es doch jeder Kommune frei stehe, wenn sie ihrem Landesherrn ihre Devotion bezeigen, oder ein Präsent machen wolle. Mahnt dieses Stückchen noch ganz an die Zeiten vor dem Erbvergleiche, so führt uns auch andrerseits die Erbauung dieses Lustschlosses jene drei Männer wieder vor Augen, die so lange Zeit das Verderben Württembergs gewesen.

Montmartin, der, wie wir wissen, schon im Mai 1767 seine offizielle Entlassung bekommen hatte, war im Stillen doch immer noch der Freund und Rathgeber des Herzogs geblieben. Im Herbste desselben Jahres war er auf Besuch bei Karl, seinem ehemaligen Herrn, der gerade damals, durch die Beschlüsse des Reichshofrathes genöthigt, an ernste Ersparungen zu denken begann. Montmartin rieth ihm, unter fremdem Namen mit kleinem Gefolge nach Venedig zu reisen. Der Herzog faßte den Gedanken auf, und weil dabei zugleich etwas Romantisches darin lag, entschloß er sich, ihn auszuführen. Allein nach und nach kamen die Zweifel seiner Eitelkeit und seiner Prunkliebe, und, wie König Friedrich II. vorausgesagt, und wie wir bereits in der

Geschichte der Solitude gesehen, der Herzog reiste nach Venedig, um neue Schulden mit heimzubringen. Der einzige Nutzen, den diese Reise gewährte, war, daß sie endlich Wittleder aus dem Lande hinausbrachte. Wir haben ihn im ersten Bande kennen gelernt, diesen thüring'schen Handwerksburschen, der sich durch sein gefälliges Raubsystem zum Kirchenrathsdirektor hinaufgeschwungen hatte, wie er über alle Aemter des Landes für des Herzogs und seine eigene Börse nach Gutdünken verfügte, so insolent und habgierig im seidnen Talare, als er im Bauernrock und in der Korporalsuniform gewesen; wir wollen ihn nun noch auf seiner letzten Fahrt in Württemberg begleiten.

Karl war in Verlegenheit, wo Geld hernehmen für die neue Reise und den Bau; da fiel ihm denn ein, zu versuchen, ob sein ehemaliges Faktotum noch immer die Wünschelruthe besässe, Regierungsrath Stockmaier wurde mit dem Auftrag zu ihm entsandt, binnen vier Tagen dreißig Tausend Gulden von ihm zu leihen. Wittleder dachte an Nathanael Seidel, und ihm wurde gar nicht wohl bei dieser herzoglichen Botschaft. Er brachte allerlei Entschuldigungen vor, auf die der Regierungsrath allerlei Antworten hatte, willigte aber endlich, da er die Hartnäckigkeit kannte, mit welcher der Herzog

derartige Gesuche verfolgte, gegen eine sichere Verschreibung, einen guten Abschied mit dem Charakter eines Geheimrathes und einen Jahrgehalt darein, die verlangte Summe zu liefern. Nachdem Alles dies zugestanden worden, öffnete Wittleder seine Kasse, und händigte das Geld aus, froh, so leichten Kaufes davongekommen zu sein. Aber bald sollten sich die Sachen ändern: kaum hatte Karl das Geld im Pulte, als ein neuer Gesandter eintraf, der nun in weniger höflichen Redensarten das Ansinnen stellte, Wittleder möge nur die Schuldverschreibung sogleich wieder zurück schicken, weil der Herzog sonst der Landschaft nachgeben und eine Untersuchung einleiten würde. Das Wort Untersuchung übte eine magische Kraft auf den Geprellten. Nun zeigte er sich zu Allem bereit und konnte sich nicht genug beeilen, dem Befehle, das Land zu verlassen, nachzukommen. Wie früher die Grävenitz, zog auch er nach Heidelberg, und kaufte sich, er, der doch wußte, was eine derartige Waare werth sei, um seinen Charakter etwas herauszuputzen, den Hofrathstitel. Dort starb er auch und zwar, wie berichtet wird, auf eine elende Weise.

Trotzdem, daß Niemand leugnen kann, Wittleder habe ein solches Schicksal wohl verdient, so kann doch das

Betragen eines Fürsten nicht gerechtfertigt werden, den, mit dem er so lange gemeinschaftlich „gearbeitet" schlüßlich noch auf solche Weise zu verabschieden. Der Diensthandel bestand auch nach dessen Entfernung fort, und blieb bis zu Karls Tod. Montmartin wußte sich noch fünf Jahre bei Einfluß zu erhalten, bis endlich eine Etiketten=Frage diesen aalglatten Höfling vom Hofe verbannte. Er hatte dem Herzoge gerathen, der Gemahlin Ludwig Eugens das Prädikat „Hoheit" zu verweigern, und dessen Andringen gelang es, den ehmaligen Minister zu entfernen.

Aus dem unheilvollen Dreigestirne, das einst am Hofe Karls geglänzt, war der Stern Riegers am frühsten untergegangen. Fünf Jahre lang saß Rieger im Verließ von Hohentwiel, herabgeschleudert aus allen seinen Himmeln in den tiefsten Abgrund des Elends. In dieser schrecklichen Zeit, wo die lange Weile und das Gewissen, seine Phantasie und sein Leiden ungestört mit ihm reden konnten, wo ihm kein Buch geblieben, als die Bibel, ging eine gewaltige Umwandlung in seinem Innern vor; der Religionsspötter wurde zum Pietisten, der Weltmann zum Frömmler. In einem Briefe an Lavater schildert er seinen Seelenzustand:

„Jedermann glaubte, ich werde mich überwerfen, weil ich mit einemmal von der Extremité der Distraction, Arbeit, Ehre, Ansehen, und dergleichen in die äußerste Inaction, Verachtung und Inhumanität versetzt wurde, und ich bin niemals so gescheid gewesen, als in diesem statu miserrimo und habe wohl auf meine organa sensoria Acht gegeben, aber niemals die geringste Alteration wahrgenommen. Man gab mir außer der kleinen Bibel Ulmer Edition kein Buch. Da sagte die naseweiße Vernunft, wie wird dir's gehen? Bei deinem guten Gedächtnisse wirst du die Bibel bald auswendig wissen. Wenn ich sie aber durchgelesen hatte, fing ich von vorn an, und sie war mir immer neu."

Fünf Jahre, nachdem er „in das Gefängniß der Einmauerung niedergelegt" worden, zehn Jahre, nachdem er zum Major ernannt worden — die Zahl 5 spielt in seinem Leben eine wirklich fast räthselhafte Rolle; seine wichtigsten Schicksale entschieden sich immer nach fünf Jahren und zwar am 5. Dezember — wurde er endlich entlassen, und stieg „aus den Gewölben der Nacht wieder zu den sonnigen Gezelten des Tages" empor.

Seine Befreiung verdankte er der Vorbitte des Markgrafen von Baden. Nach seiner Entlassung

hatte er bei Ludwig Eugen, der damals Wasserlos bei Hanau bewohnte, seinen Aufenthalt, bis 1772 — wieder nach fünf Jahren — mit Montmartin's Sturz ihm, dem ehmaligen Minister und Günstling Karls, das Vaterland wieder eröffnet wurde.

Eine Intrigue hatte ihn gestürzt, eine Intrigue sollte ihn wieder erheben. Um den Herzog herum, der in seinem Mißtrauen für jede Anschuldigung ein offenes Ohr hatte, und der in seinem Zorne so grausam zu strafen gewohnt war, hatte sich eine Art Verbrüderung und Verschwesterung aller derer gebildet, die auf dem gefährlichen Boden des Hofes wandelten, sich gegenseitig zu stützen, und jeder Verläumdung muthig entgegen zu treten. Die Kette lief von Ludwigsburg nach der Solitude und Hohenheim und Glieder derselben waren selbst die nächsten Freunde des Herzogs. So wenigstens erzählt ein in der Geschichte Württembergs viel erfahrner Mann.

Mag nun Franziska eingeweiht oder nicht gewesen sein, ihrem Einflusse ist es doch am meisten zu danken, daß erreicht wurde, was jene Verbindung bezweckte.

Zum ersten Male, nachdem Rieger wieder in Gnaden aufgenommen ward, sollten sich Herr und

Diener in der hohen Karlsschule sehen, wohin der neuernannte General zur Abendtafel geladen worden. Als er auf den Herzog zukam, brach dem Manne das Herz, und aus seinen Augen stürzten Thränen: er war nicht eines Wortes mächtig. Karl legte beide Hände auf seine Schultern und sprach:

„Bleib Er mein Freund, wie Er es immer war.“

Ein schreckliches Einbekenntniß! Seit wann wußte der Herzog, daß Rieger immer sein Freund gewesen und des Verbrechens, welches er gebüßt, fälschlich angeklagt worden?

Rieger wurde Commandant auf dem hohen Asperg, wo wir ihn als Schubarts Zuchtmeister im nächsten Kapitel wieder finden werden.

Nun da diese Schatten der früheren Regierung aus dem Bilde gewichen, können wir heitern Blicks in eine lichtere Zeit blicken, doch wird auch diese mehr denn ein Mal noch getrübt.

3. Licht und Schatten.

Als die ersten Bauten des Schlosses Hohenheim im März 1768 nach dem Plane des Major Fischer anfingen, war keineswegs den beginnenden Anlagen ein so weitaussehender Zweck gesteckt worden, als ihn die Zukunft später erfüllt. Der Herzog wollte anfangs nur einen großen Garten zu landwirthschaftlichen Unternehmungen herstellen, aber wie in Allem, so konnte er auch hier sich nicht begränzen, eine Idee bot der andern die Hand, bis endlich das großartige Werk vollendet war, das die damalige Zeit so sehr bewunderte.

Während die Mauern des Schlosses emporstiegen, der Garten mehr und mehr seinem Glanzpunkte entgegeneilte, war Karl fortwährend auf seinem Lieblingssitze anwesend. Franziska hatte ihn an ein einfacheres Leben gewöhnt, und der Prunk von seinem Hofstaate und Heere war nun gewichen.

In mehr als einer Rücksicht gehört die zweite Periode Karls fast ganz unserem Schlosse an. Den größeren Theil seiner letzten zwanzig Jahre verlebte der Herzog in Hohenheim, und Hohenheim war der

Name Jener, die wohl am meisten dazu beitrug, daß in seinem Charakter eine solche Umwandlung vor sich gehen konnte. Die merkwürdige Erklärung, die Karl an seinem fünfzigsten Geburtstage erließ, obwol sie das Datum von Stuttgard trägt, ist eng mit dem Hohenheimer Aufenthalte verbunden und, möchten wir sagen, die Pforte durch welche er in das Schloß trat. Dieses denkwürdige Blatt, wenn auch in seinen Versprechungen später nur halb erfüllt, ist dennoch das schönste Zeichen von Karls Charakter. Wenn der Mensch in der Regel durch die Brille seiner Eigenliebe seine Fehler gar nicht oder im schwächsten Lichte sieht, wenn er die erkannten doch ungern gesteht: um wie viel höher ist der von Schmeichlern und Schönrednern umgebene Fürst zu schätzen, welcher einen Blick in sein Innres wirft, und den Muth hat, vor seinem Volke Beichte abzulegen. —

„Da wir alle Menschen seyn," sagt die Bekanntmachung vom 11. Februar 1778, welche von allen Kanzeln abgelesen werden mußte „und unter diesem Wort von dem so vorzüglichen Grad der Vollkommenheit beständig weit entfernt geblieben, und auch vor das künftige bleiben müssen, so hat es nicht anderst sein können, als daß theils aus angebohrner

menschlicher Schwachheit, theils aus nicht genugsamer Kenntnuß, und sonstigen Umständen, sich viele Ereignüsse ergeben, die, wann sie nicht geschehen, wohl vor jezo und das künftige eine andere Wendung genommen hätten. Wir bekennen es freimüthig, dann diß ist die Schuldigkeit eines Rechtschaffenen, und entladen Uns damit einer Pflicht, die jedem Rechtdenkenden, besonders aber den Gesalbten dieser Erden, vor beständig heilig seyn und bleiben sollte.

Wir sehen den heutigen Tag als eine zweite Periode Unsers Lebens an, Wir sehen den heutigen Tag als einen erneuerten Geburts-Tag der Liebe, des Gehorsams, der Treue, des Vertrauens Unserer lieben und getreuen Unterthanen an, ja, Wir sehen ihn an, diesen Tag, als von Gott geschenkt, um alle Unsere wahrhaft getreue Diener und Alle Unsere Uns so nahe am Herzen liegende liebe Unterthanen von neuem Unserer Landes-Väterlichen Gnade, Huld und Vorsorge versichern zu können.

Versicherungen allein aber sind Unserm Landes-Väterlichen Herzen keine Sättigung, keine beruhigende Sprache gegen Unsere Diener und Unterthanen; Beweise, auf die Rechtschaffenheit des Landes-Herrn gebauet, werden Unserer Sprache die Kraft geben.

Das so unzertrennliche Wohl Unserer lieben und getreuen Unterthanen, mit der Wohlfahrt des Staats, die pünktlichste Ausübung der Gerechtigkeit ohne Ansehen des Standes und Würde, die Sicherheit eines jeden in der Sicherheit des Ganzen, Unsere beständig offene Landes-Vätterliche Arme gegen den Nothstand eines jeden Unserer lieben und getreuen Unterthanen, die genaueste Aufsicht auf den Verbesserungs-Stand ganzer Communen und einzelner derselben Mitglieder, dieses alles solle mit Unserm zweiten Geburts-Tag auch in Uns aus wahrer Landes-Vätterlicher Liebe und Neigung gegen Unsere liebe und getreue Unterthanen neu geboren werden.

Rechtschaffene, getreue Unterthanen lieben ihre Regenten, sie verehren in ihnen die göttliche Vorsehung, die ihnen diese ihre Regenten zu ihrem Schuz, zu ihrer Sicherheit, und zu ihrem Besten gegeben und vorgesezt hat.

Dieses wollen Wir in voller Zuversicht von allen Unsern lieben und getreuen Unterthanen um so mehreres verhoffen, als Wir ihnen samt und sonders nochmahlen die gnädigste Versicherung geben, daß alle die Jahre, die Gott uns noch zu leben fristen wird, zu ihrem wahren Wohl angewendet werden sollen.

Wir ermuntern sie von neuem, alle ihre wahre Anliegen getrost in Unsern Landes = Vätterlichen Schooß auszuschütten, sich aber dabei vor allen falschen wahrheitswidrigen Anbringen zu hüten."

Aber auch auf dem Parquette des Hohenheimer Schlosses ist ein Flecken, den Reue und Bekenntniß nicht auszulöschen vermögen, und der so lange bleiben wird, als das Gedächtniß Karls lebt. Schubart's Loos ist dieser Flecken. Wir haben ihn kennen gelernt, den leichtsinnigen genialen Mann, als er in Ludwigsburg im Taumel der Lust sich badete; wir haben ihn wiedergesehen, nachdem er gebrochen und gebeugt vom hohen Asperg heruntergekommen. Wir wollen ihn nun noch auf dem schrecklichen Weg nach seinem Kerker begleiten. Führt uns auch die Erzählung von Hohenheim hinweg, die Geschichte gehört schon des Contrastes wegen zu ihm. Wohl möglich, daß, während der unglückliche Dichter in der Nacht seines Kerkers die ersten Wehklagen zum Ewigen empor rief, Herzog Karl an einer philosophisch gewürzten Schulrede für die Solitude im sanften milden Halbdunkel seines Wintergartens arbeitete.

Schubarts Chronik mit ihren schneidenden Epigrammen und ihren rücksichtslosen Darstellungen hatte

ihm arge Feinde auf den Hals gehetzt. Er aber, ein leichtsinniger fröhlicher Sohn der Stunde kümmerte sich nicht darum; nur zuweilen beschlichen ihn Ahnungen und Besorgnisse. Das bekannte Epigramm auf den Herzog,

Als Dionys zu Syrakus
Aufhören mus
Tyrann zu sein
Da ward er ein Schulmeisterlein.

war zu einer um so unpassenderen Zeit erschienen als Karl wußte, daß man auch von Seiten Oesterreichs damit umging, den Dichter verstummen zu machen. Gerade ein Jahr, bevor Karl sein Reuebekenntniß abgelegt, lockte der Klosteramtmann Scholl aus Blaubeuern Schubart von Ulm ins Würtembergische hinüber „Lebwohl, mein Weib" sagt trüb gestimmt der Scheidende, nicht ahnend, für welche lange schwere Zeit dieser Abschiedsgruß galt. „Papa, kommen Sie bald" rief ihm noch sein Söhnchen durchs Fenster nach. In Blaubeuern kündigte ihm der Major von Varnbühler das Loos an, das ihm bevorstehe. Der Herzog war selbst auf dem hohen Asperg, und während der Unglückliche in den Thurm geführt wurde, schaute er mit Franziska

vom Fenster herunter. Dreihundert sieben und siebzig Tage schmachtete Schubart in einem finstern Kerker. Sein Kerkermeister war Rieger, der trotzdem, daß er selbst einem ähnlichen Schicksale einst unterlegen, kein Herz für den Gefangenen zeigte. Der militärische Tyrann war geblieben; nur hatte seine Härte ein geistliches Gewand angezogen, welches übrigens häufig genug von dem schnell auflodernden, ungemäßigten Jähzorn des Commandanten abgeworfen wurde. In solchen Minuten, wo Rieger ganz wieder der Alte ist, kann nur Eines den wilden Mann besänftigen, die Erinnerung an Hohentwiel. In einer Schachtel ist der Bart aufgehoben, der ihm in jenen Schreckensstunden gewachsen, und wenn seine Frau, für sein Leben und die Unglücklichen besorgt, die sein Zorn trifft, die Schachtel öffnet und ihm vor die Augen bringt, kann sie gewiß sein, daß er plötzlich, seinen Sinn ändernd, inne hält. Wie er einst Rekruten für des Herzogs Heer um jeden Preis geworben, so wirbt er nun hier oben Rekruten für seine religiöse Ueberzeugung. Auch der arme Schubart ward ein solcher. Die Reue über seinen Leichtsinn und die Sehnsucht nach Befreiung erzogen in dieser düstern Schule den ehemaligen Anhänger der französischen Frivolität zu einem demüthigen Jünger der Lehre Bengels. Dennoch loderte

unter der Asche zuweilen das ganze alte Feuer wieder lustig und keck empor, um eben so schnell vom Kommandanten gedämpft zu werden.

In solchen Stunden entstanden Gedichte, die Schubart als die schönsten seiner Muse bezeichnet, die aber der Fanatismus Riegers der Nachwelt entrissen hat. „An die Wand will ich Ihn schmieden lassen, wofern Er sich wieder mit so heillosem weltlichen Geschreibsel befaßt" drohte der ehemalige Jugend- und Vergnügungsgenosse des Herzog Karl.

Bleistift, die gespitzte Lichtscheere, die Schuhschnalle wurden dem Dichter genommen, aber eine Wandritze unter dem Ofen, ersetzte alles reichlich wieder, was geraubt wurde. Nachbar Scheidlein schreibt getreulich auf, was Schubart ihm von drüben diktirt und auf diese Weise entstand seine erschütternde Selbstbiographie.

Zehn Jahre saß der Dichter auf dem Asperg; doch erfuhr er in der letzten Zeit seiner Haft eine bei weitem bessere Behandlung, da er sich bei dem Commandanten beliebt zu machen gewußt. Er überlebte noch seinen Herzog; zuletzt, wie wir wissen, ein willfähriger Hofpoet, halb Schlemmer, halb Frömmling ein mattgewordener Geist. Rieger aber starb auf seiner Veste. Ein Ausbruch seines Zornes

tödtete ihn. Ein Soldat, der ihm öfter getrotzt hatte, gab, nachdem er auf dem Todbette im Lazarethe noch die harte Anrede von Rieger vernommen „Gelt Kerl, da liegst du jetzt" ihm eine Antwort zurück, wie sie im Munde der gemeinsten Klasse zuweilen im Gebrauche ist. Der General ärgerte sich so sehr darüber, daß er im Heimweg, vom Schlage getroffen, niederstürzte. Als das Leichenbegängniß vor dem Hospitale vorbei kam, arbeitete sich der sterbende Soldat von seiner Matraze zum Fenster hin, und rief dem Todten die höhnischen Worte nach: „Gelt Kerl, da liegst du nun auch.

Schiller sang dem Gestorbenen ein Loblied. Die Leiden, die der General erduldet, der Haß, den damals der Regimentsmedikus gegen den Herzog empfand, Alles dies trug dazu bei, den Zwingherrn Schubarts mit einer Art Heiligenglanz in den Augen des Dichters zu umgeben. In dem Liede ruft er aus:

Tretet her ihr lorbervollen Alten,
Dumpfig hohl aus eures Riegers Bahre,
Spricht zu Euch, Ihr Söhne vieler Jahre,
Spricht zu Euch — der Tod:

„Erdengötter, glaubt ihr ungerochen
„Mit der Größe kindisch kleinem Stolz —

„Alles faßt der schmale Raum von Holz —
„Gegen mich zu pochen?
„Hilft Euch des Monarchen Gunst,
„Die oft nur am Rittersterne funkelt,
„Hilft des Höflings Schlangenkunst,
„Wenn sich brechend euer Aug' verdunkelt?
„Erdengötter, redet doch,
„Wenn der Götterdunst zerstiebet,
„Redet denn, was wär't ihr noch,
„Wenn ihr — schlechte Menschen bliebet?"

„Trotzt ihr mir mit euren stolzen Ahnen,
„Daß von euch — zwei Tropfen Blut
„In den Adern alter Helden rannen?
„Pocht ihr auf geerbtes Gut?
„Wird man dort nach Riegers Range fragen?
„Folgt ihm wohl Karls Gnade bis dahin?"

Dieses Gedicht war ein Grund mehr der Ungnade des Herzogs.

Doch zurück von diesem Schreckensgemälde in die sonnigen Räume des Lustsitzes von Hohenheim.

4. Karl Friedrich in Hohenheim.

Man weiß nicht, wenn man im Gedanken noch einmal alle die Gänge durchwandelt, die damals die hohenheimer Anlagen durchschnitten, alle die architektonischen Herrlichkeiten und die Spielereien betrachtet, die uns bei jedem Schritte begegnen, soll man mehr den schöpferischen Geist eines Mannes bewundern, welcher Gedanken und Sinn Allem einzuhauchen verstand, oder soll man mehr eine Verirrung bedauern, an der so Vieles, wirklich Schönes, verschwendet worden.

Die Akademie gehört mehr dem freieren Jahrhundert, Hohenheim mehr der Zopfzeit an.

Die Natur mußte sich von dem Menschen neu gestalten, ihrer eigenthümlichen Manichfaltigkeit berauben lassen, und sich einer künstlerischen fügen, die nichts mit ihr gemein hat. Das System, die Regel, die Uniform — überall mußten sie in jenen Tagen herausblicken, und in der Abwechslung in der Freiheit selbst der Zwang unverkennbar sein.

Und überdies mahnt uns nicht Hohenheim an jene Verse, wie wir sie auf den Triumphbögen la=

sen, an die Festspiele, bei welchen Merkur und der ganze Olymp auf die Erde gerufen wurden. Die Allegorie steht dort wie hier über dem Leben Nicht den wirklichen Sinn der Natur — und wahrlich! Gottes schöne Natur hat einen Sinn, — sondern nur den verdeckten, willkühlich hineingelegten will man errathen lassen. Die Kaskaden und Maiereien sind gleichsam die Chiffern einer geheimen Verbindung — Rosenkreuzer, Illuminaten wie sie damals so beliebt waren, — die nur denen ihre Bedeutung enthüllen, welche mit zur Gesellschaft gehören.

Die Anwesenheit des Markgrafen von Baden Karl Friedrich im Jahre 1783 war dem Herzog eine willkommene Gelegenheit, dem benachbarten Fürsten, der wegen seiner eigenen landwirthschaftlichen Kenntnisse und seiner Vorliebe für den Ackerbaustand eben so geachtet, als wegen seiner großen Herrschertugenden allgemein beliebt war, die Schönheiten der Hohenheimer Anlagen zu zeigen. Die größte Sorgfalt war darauf verschwendet worden, den Garten so viel wie möglich zu schmücken, und jedem Gebäude passende Requisite und Einwohner zu verleihen. Als der hohe Gast, in Begleitung des Herzogs und der Gräfin, über Plieningen zum Lustschlosse dahin fuhr, und sie Birkach gewahrten, konnte der

Herzog nicht umhin, den Markgrafen auf die protestantische Kirche aufmerksam zu machen, die er auf eigne Kosten hatte errichten lassen. Karl Friedrich, selbst einer der tolerantesten Regenten seiner Zeit, verfehlte nicht, hierauf die größten Lobsprüche zu ertheilen, obwohl dem geistreichen Fürsten nicht entgangen war, daß keinen unbedeutenden Antheil an dieser Freigebigkeit die Absicht gehabt haben mag, die Nachbarschaft Hohenheims mit einem neuen stattlichen Bauwerke zu versehen.

Die fürstlichen Karossen rollen über die Brücke der Kersch, durch die große Pappelallee am Garten, vor dem Wirthshause, den Orangeriehäusern, der bedeckten Reitbahn vorüber zu dem Schlosse. Nur kurze Zeit weilt die Gesellschaft in dem mit seltenem Aufwand und einem hohen Grade von Geschmack ausgestatteten, jedoch in seinem Innern kaum zur Hälfte vollendeten Palast. Den Herzog drängt's, den Gast in den Garten zu führen, und Franziska nimmt alsbald den Arm des Markgrafen. In ihrem bewegten Leben hatte sie wohl Herrschaft genug über sich gewonnen, die innere Befangenheit, die sie immer in Gegenwart fürstlicher Personen fühlte, nicht auffallend hervortreten zu lassen; allein als sie so dahin wandelt — Karl treibt die Ungeduld fortwährend

hinweg, um zu sehen, ob Alles in Ordnung sei — bemerkt der scharfe Blick des Fürsten dennoch, was in der Gräfin Seele vorging. Wahrlich, er mußte sie darum ehren. „Hätte ich mich selbst in Gesellschaft der Fürstin von Dessau und Lavaters“ schreibt sie einst, „würdiger gefühlt, so wäre freilich der Genuß reiner gewesen. Karl Friedrich half ihr jedoch bald in das gewöhnliche Geleis der Unbefangenheit. Der Markgraf hatte in seiner Stimme so etwas Biederes, Herzliches, den ungekünstelten Accent einer kräftigen, reinen Natur, daß an die Stelle der Scheu in kurzer Zeit die Bewunderung trat.

Durch die Orangerien gelangen die Herrschaften zu den Garten. Ein paar Schritte seitwärts, und sie sind, wie der Markgraf zum Wohlgefallen des Herzogs bemerkt, mitten in einer römischen Anlage. Ein heiteres, weißes Gebäude mit zwei Nebenflügeln, auf seinem Giebelfeld den Stab Merkurs und andere Embleme des Gottes, von drei Kuppeln überdacht, steht vor ihnen. Sie treten durch einen auf vier Säulen ruhenden Portikus ins Innere des Tempels, in welchem römische Priester ihr Gebet verrichten.

„Das ist denn doch die Toleranz etwas weit getrieben,“ bemerkte lächelnd der Markgraf, „daß

sogar der alte heidnische Gottesdienst hier noch geduldet wird.

„Beruhigen sich Eure Liebden," entgegnete auf den Scherz eingehend der Herzog, „nur noch eine kurze Weile werden wir in der Römerstadt uns aufhalten, die, wie wir sogleich sehen wollen, sich mit dem frischesten Schmucke der Gegenwart herausgeputzt hat." Eine Wendung, und sie gewahren ein Gebäude, das an die blutigen Kämpfe der Gladiatoren erinnert. Noch steht der Eingang des Circus, noch erblickt man den eirunden Platz vor demselben und die Arena. Auch die Statuen haben sich aus der vernichtenden Zeit herübergerettet, um anzudeuten, wie weit sich einst das Gebäude erstreckte. Allein statt mit dem Blute wilder Thiere und ihrer Opfer, ist die Arena nun mit frischem klaren Wasser gefüllt, und das Vestibulum zu einem reizenden Sommersaal geworden. Einige Schritte um die Rückseite des Gebäudes, und man erkennt es nicht mehr: ein hoher Bau erhebt sich ganz aus Eisen gefügt; die Zwischenräume verbinden Glastafeln. Mit wahrem Vergnügen mustert der Markgraf die reiche Sammlung der Blumen, die der Herzog in diesem Gewächshause aufgestellt. Ist er doch selbst ein gründlicher Kenner der Botanik und ein so eifriger

Förderer der Landwirthschaft, daß sein höchstes Streben darnach geht, das physiokratische System seines Freundes Dupont zur Herrschaft zu bringen.

„Und nun zum Mittelalter," sagt der Herzog, und führt ihn zu einer Säule, die halb in Trümmern, mit Moos bewachsen, in Mitte einer reichen Flur sich erhob. Einst stolz und aufrecht, haben die Jahrhunderte sie zur Erde gestürzt und mit Schlingpflanzen umsponnen.

„Ein Schritt, und wir sind auch in der Gegenwart," fügt er nach einigen Minuten hinzu, als ein Gebäude früheren Ursprungs nun zu einem Kaufladen umgeschaffen, sich ihren Blicken darbietet. Innen hatte ein Landkrämer alle Hände voll zu thun, die Wünsche der Kolonisten zu befriedigen.

„Die Waaren, die hier verkauft werden, dürften uns zu gering sein," meinte heiter Franziska, „und wir wollen uns lieber im Kaffeehaus eine Erholung gönnen. An hohe Ruinen einer rothen Stadtmauer lehnt sich dort das wirthliche Gebäude an." Auf ihren Wink öffnet sich im Nebenbau die Thüre, ein niedliches Casino zeigend, in dem eine Collation für die Wandelnden bereitet ist.

„Ei, welche Ueberraschung" scherzte der Mark-

graf, „die Kolonisten befinden sich allem Anscheine nach hier recht wohl.“

Wir haben es uns Beide sauer werden lassen, unsere Unterthanen auf unsere Weise glücklich zu machen,“ war die spitze Antwort des Herzogs, der es nicht vergessen, daß Karl Friedrich einst in einer üblen Laune in die Aeußerung ausgebrochen:

„Weiß Gott! Ich gebe mir alle mögliche Mühe, mein Land empor zu bringen, und der Herzog von Württemberg läßt sich's sauer werden, das seinige zu ruiniren; aber keinem von uns Beiden gelingt's.“

Nach kurzer Ruhe eilte die Gesellschaft weiter. Die neue Meierei wird vom Markgrafen genauer besichtigt, und einer viereckigen Thurmruine, dem rothen Thurm, dem Schwanensee mit seinem Inselchen, dem Tempel der Vesta, einem Zirkelbau, vorüber, gehen sie zur Pyramide des Cestius. Der Herzog sieht forschend auf den Markgrafen, ob die Pyramide wirklich die Wirkung macht, die er erwartet hatte, und erklärt, wie entschuldigend: „Freilich, Alles dies ist im Verhältniß wie Eins zu Vier“

„Immerhin eine großartige Idee, großartig durchgeführt, sprach schnell der Markgraf, „auf den siebzig Morgen Raum bietet sich uns ja die

ganze Weltgeschichte. Römer wandern aus, um sich eine Kolonie zu gründen, und die Stadt, die sie erbauen, trägt, wenn auch in kleinerem Maßstabe, Monumente der mächtigen Kapitale, von der sie hergekommen. Die Zeit hat die Stadt und ihre Einwanderer dahin gemäht, und nur einzelne Ruinen sind stehen geblieben, um späteren Jahrhunderten zu dienen. Die Mauren kamen und bauten sich eine Moschee, neben derselben entstand ein Bild des christlichen Mittelalters, die gothische Kirche, die Einsiedelei, und nun haben friedliche Bewohner sich auf der Römerkolonie eine neue gegründet. So denke ich mir das Ganze, und so haben berühmte Reisende wie der Fürst von Ligne, Hirschfeld mir es auch geschildert."

Während der zuvorkommende Gast, obwol er wußte, daß diese Idee erst später hineingelegt wurde, und manches ihr gar nicht entspricht, diese Darstellung des Gartens entwarf, ließ sich in den Zügen des Herzogs das Vergnügen nicht verkennen, welches ihm dieselbe bereitete. Franziska dankte mit einem freundlichen Blicke Karl Friedrich für das feine Kompliment.

Ein außen mit Heu bedecktes Häuschen, ist der nächste Punkt, den man nun aufsucht: das

Billard. Von da schreiten sie zum Wirthshause. An einem freien Platze, auf dem sich die junge Welt mit Tanz erlustigt, liegt die Schenke „zur Stadt Rom" und lehnt sich an drei hohe Bogen, die noch von der Römerkolonie stammen, und eine Nachbildung von den Bögen an Neros goldenem Hause sind. In den Wölbungen der Bögen haben sich mehrere vergoldete Zierrathen erhalten.

Ging es in der Schenke hoch her, so ist doch das daneben stehende große Schweizerhaus, vor dem drei Säulen eines frühern Tempels, des Jupiter Tonans stehen, von Arbeitern angefüllt. Alles mahnt in diesem Hause an die Sennerhütten der helvetischen Berge; nur ist Alles vornehmer und reicher. Die Geschirre, in denen die Milch aufbewahrt wird, die würzige Butter prangt, sind von kostbarem Majolika und mit Gemälden geschmückt, die nur aus eines Künstlers Hand hervorgegangen sein konnten. Blumen aller Art, Cacteen und Mimosen, Centifolien und Violen verkünden bald darauf Floras Tempel. Einige Schritte weiter in das Gehölz, und in einer Baumgruppe zeigt sich das Modell eines Monument's, welches Karl einem der besten Füesten seines Landes, dem ersten Eberhard errichten lassen will.

Eberhard der Milde, der zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts über Württemberg regierte, ist in sitzender Stellung dargestellt; der Palmbaum sein Symbol, fehlt nicht, und wahrlich, er durfte auch nicht fehlen, denn die Palme des Friedens zu pflegen, war die eifrigste Sorge seiner Herrschaft.

„Ich kann im Schoose jedes meiner Unterthanen ruhig schlafen,“ diese Rede des biedern Herrn ist die bezeichnendste Darstellung seiner Verwaltung.

Unweit des Denkmals steht ein einfaches Bauernhaus. Die angebaute Gegend geht in eine Wildniß über, und in derselben erhebt sich die Hütte des Köhlers, der hier seine Meiler errichtet.

„Eure Durchlaucht werden mich mit dem Innern dieser Köhlerhütte nicht mehr überraschen, meint der Markgraf, denn wer sollte nicht wissen, daß hier die reizende Gräfin ihre Lieblingswohnung aufgeschlagen hat. Aber begierig bin ich, einmal das zu sehen, wovon ich schon so vieles gehört habe.“

Franziska öffnet, und man gewahrte eine einfache Hütte. Ein hohler Baumstamm stützt dieselbe, Tisch und Bank sind aus grobem Holze.

„Dies ist der schönste Schmuck meiner stillen Hütte“ sagt die Gräfin, und zeigt auf eine kleine

Sammlung Bücher, die in kostbarem Einbande an den Wänden umher stehen.

Der Zufall, oder eine Aufmerksamkeit Franziska's wollte, daß zwei Lieblingsschriftsteller des Markgrafen auf dem Tische aufgeschlagen sind: Lavater und Klopstock.

Karl Friedrich nimmt davon Gelegenheit, Mancherlei von dem Schweizerprediger zu erzählen; er stand in fortwährendem Briefwechsel mit ihm, und die schwärmerischen Poesien des berühmten Physiognomen hatten in seinem Herzen ein Echo gefunden.

Franziska zeigt auf die Physiognomische Fragmente und schlägt die Widmung auf.

„Soll ich lesen?" fragt sie.

Der Markgraf erröthet: der Freund hat den Freund mit all' den Tugenden geschmückt, die seine Liebe ihm gern schenken würde. Bitte, nicht zu lesen.

„Oder soll ich die Ode „Fürstenlob" von Klopstock vortragen?"

„Den begeisterten Sänger hat hier wohl seine Phantasie mehr sehen lassen, als die Wirklichkeit," ist die rasche Antwort des Markgrafen

„Der begeisterte Sänger hat aber auch einen Freund und Beschützer an dem edlen Fürsten gefunden," entgegnet Franziska.

Der Herzog mischt sich in das Gespräch, indem er auf Niemeyers „Philotas“ hinweist, und erwähnt, daß der Verfasser wahrscheinlich für die Karlsschule ein reiches Kapitel, von welchem Karl nicht leicht abzubringen ist, gewonnen werden wird. — Dann wendet sich das Gespräch zur deutschen Literatur zurück; der Markgraf bezeigt seinen lebhaften Antheil an dem Aufblühen der vaterländischen Dichtkunst und Karl erzählt nicht ohne Selbstgefälligkeit, mit welchen berühmten Männern er in Briefwechsel stehe, und die seine Universität besucht.

„Aber sie glauben wohl nicht, daß unter diesen aufgeklärten Herren da ein Pietist, ein strenger Schüler Bengels, recht eigentlich den Ton angibt,“ schloß Karl, indem er auf die Bibliothek zeigte.

„Und wie kommt das?“

Diese kleine, astronomische Uhr da, welche die Phasen des Mondes anzeigt, hat einen Meister zum Verfertiger, der sich eben so gut darauf versteht, die mechanischen Triebkräfte zurecht- als die Köpfe zu verrücken, Philipp Mathäus Hahn.“

„Ach! die ist also vom Hahn aus Scharnhausen,“ fiel der Markgraf ein, „dem Pfarrer von Kornwestheim, der die berühmte Himmelsmaschine gemacht.“

„Und der viel besser daran thun würde,“ nahm Karl

wieder das Wort, „wenn er nur Mechanikus wäre, statt meine Bauern und Soldaten zu Kopfhängern zu machen.

Nachdem die Köhlerhütte verlassen worden, wandeln die Herrschaften durch einen geschlängelten Weg aus der finstern Waldstelle zu einer reichen, üppigen Flur, die in ihrer Bebauung sogleich verrieth, daß es der Lieblingssitz eines Gärtners sei. Nutzpflanzen wechseln mit Zierpflanzen ab, die Rebe schlingt sich um einen Obstbaum, und in Mitte des anmuthigen Gefildes steht ein freundliches Häuschen, das man, ohne sich zu täuschen, für das Gärtnerhaus erkennt.

Weiter den Pfad verfolgend, an der großen Pappelallee hin, welche die Straßen begränzt, immer noch an dem Gebiet des vom Gärtner emsig benützten Ackerlandes gelangen sie zu dem Knabenhaus, wo die muntere Jugend der Kolonisten sich mit Spielen belustigt. Wenige Schritte von da stehen sie vor dem Wachthaus mit ägyptischen zerstümmelten Säulen, das, wie sich's gebührt, am Ende des Dorfes angebracht ist. Es wurde an Felswänden angebaut, die in malerischem Zickzack sich über einander gelagert haben, und zu welchen ein verwegener Pfad

aufsteigt. Von Gebüsch umschattet, in schauriger Einsamkeit ruht ein majestätischer Tempel, der Sybillen-Tempel. Der Markgraf sucht den Eingang, er kann ihn aber nicht finden. Das Heiligthum der weissagenden Gottheit steht verschlossen, wie die Wahrheit so oft im Leben.

„Durch Nacht zum Licht" sagt der Herzog, und zeigt auf eine weite dunkle Grotte, die am Fuße der Felsen einen schmalen Eingang bietet. Ein Fackelträger harret ihrer bereits, und bei dem flackernden Lichte der Wachsflamme geben die zerklüfteten Tuffsteinwände, durch welche lang und labyrinthisch die Gänge dahin führen, ein wahrhaft schauerliches Gemälde. Nur zuweilen bricht, wie erfrischend und ermunternd, ein matter Strahl der Sonne in die Finsterniß der Höhle. Endlich betreten sie eine Treppe, wieder öffnet sich eine Thüre, und mit wirklicher Lust schaut der Markgraf von der Plattform auf die freundliche Landschaft hin, die weit aus von hier sich ihm aufthut.

Ein Blick rückwärts, und der römische Tempel ist wie verschwunden. An seiner Stelle zeigte sich eine anmuthige italienische Villa.

„Nun noch einen Zoll schuldiger Achtung dem berühmten Gelehrten und Dichter, dem Sänger der

Alpen, dem berühmten Arzt und Botaniker, dem großen Physiologen!" Und der herzogliche Führer zeigt auf das Denkmal Hallers, das in einer Nische aufgestellt ist.

Eine Felsentreppe, bei der die Menschenhand nur wenig gethan zu haben scheint, hinuntersteigend, werden die Wanderer von der Kühle des Waldes angehaucht.

Kaum haben sie ihn betreten, so begrüßen sie ein altdeutsches Gnadenbild, und Pfarrhaus und Kirche zeigen sich ihnen in kleiner Entfernung. Einfach wohnt der Geistliche. Ein Portikus von vier rohen Stämmen führt zu dem bescheidenen Hause.

Die Kapelle ist ein Meisterstück des reinsten gothischen Styles, reich verziert, im Innern wie nach Außen. Ihre Wände sind mit bronzirter Stukaturarbeit überkleidet, die Fenster bestehen aus alten Glasmalereien, und der Fuß des Beters tritt auf Grabsteine. Auf schroffen Felsen alles Andere überragend ist sie errichtet worden, und unter ihr kämpfen, sie nicht mehr berührend, die irdischen Kräfte.

Ein Wasserfall stürzt sich mit mächtigem Tosen über Trümmer und Gerölle hinab, bis er aufgelöst in einen Schaum- und Staubregen unter einer Felsenwand sich verliert.

„Himmel und Grab sind eng verbunden wie Seele und Körper. Dieses eiserne Thor ruft uns zur Unterwelt," sprach Herzog Karl, und auf sein Geheiß öffnet der Schließer. Knarrend drehen sich beide Flügel in ihren Angeln auf und zu; — die Wandernden stehen in den Katakomben. Ein finsterer, gewölbter Gang umfängt sie, und ihr Fuß stößt an Urnen, die das Letzte enthalten, was vom Menschen übrig geblieben. Gegenüber unter Trauerweiden erhebt sich die Karthause. Schwermüthige Gedanken nahen unwillkürlich, und man erwacht wie aus einem düstern Traume, wenn man einen Blick außerhalb des Gartens auf die Mühle wirft, die gleich da neben mit ihrem ewigen Geklapper an das rüstige Schaffen heiterer Arbeit erinnert.

Doch kaum ist die erste Hälfte der Anlagen gesehen. Schon weilt der Herzog dem Sturze des Wasserfalls gerade gegenüber mit seinem Gast in einer Grotte, die von großen rothen Tuffsteinen gebildet wird. Man hört das Geräusch des Wassers, das sich von Außen verliert, und hier in die Tiefe stürzt. Sanfte Musik ertönt, und ladet zum Besuch eines Nebengewölbes ein, das hoch und rund ein tempelartiges Gemach bildet. Wände und Decken

sind mit bunten Kieselsteinen, welche zu den manichfachsten Gestaltungen geordnet sind, verziert.

Die Ruinen, den Andachtsplatz zu St. Peter, die Weinschenke vorübereilend, — denn der Herzog fühlt, daß vom Schauen und Gehen sein Gast ermüdet sein müsse, — führt er ihn zur Einsiedelei. Hier läßt er ihn einige Augenblicke mit Franziska allein, doch kaum waren sie in die Eremitage getreten, als sie in dem Eremiten den Herzog erkennen. „Hier ist meine einsame Hütte," redet sie der Klausner an, „und hier mein Grab," und in der That, vor dem geöffneten Grab liegt der Grabstein, der eine auf den Herzog bezügliche Inschrift trägt.

†

Freund, ich genoss die Welt, ich genoss sie in ihrer ganzen Fülle. Ihre Reize rissen mich dahin. Blindlings folgte ich dem Strome. Gott! welch' ein Anblick, als mir die Augen aufgingen! Tage, Jahre flosseu dahin, und des Guten ward nicht gedacht, Heuchelei, Falschheit vergötterten die niedrigsten Handlungen und der Schleier, der die Wahrheit bedeckte, war wie ein dunkler Nebel, den die stärksten Strahlen der wohlthätigen Sonne nicht unterdrücken konnten. Was bleibt mir übrig? Freund! Dieser Stein bedecke mein

Grab, und damit alles Vergangene! Herr wache Du über meine Zukunft!

Den Markgrafen erfaßte dieser Anblick mit tiefer Rührung. Dies Grab mahnt ihn an den Tod seiner Gemahlin, die er vor einigen Monaten verloren, die Inschrift an den hohen Beruf und die wichtigen Pflichten eines Regenten, und unbegreiflich erscheint ihm Karl, der mit seiner schmachvollen Vergangenheit, wie mit seiner Reue darüber gleichsam kokettiren zu wollen schien.

Die Einsiedelei wird verlassen, der Herzog kehrt wieder zu dem Gaste zurück. An den unter Schutt und Schlingkraut ruhenden Ruinen der römischen Bäder, einer Nachbildung der Thermen des Diokletian dahin, über den englischen Weideplatz, auf dem noch eine Statue des Herakles prangt, bei der Mühle und einem kleinen römischen Grabmale vorbei, gelangen sie zu zwei gleich fortlaufenden Reihen rother Mauertrümmer. Es ist ein großer, mit hohen Eichen und Tulpenbäumen besetzter Platz, auf dem man sie gewahrt. Den Zwischenraum der Ruinen „von den bedeckten Gängen des Aemilius Lepidus" hat ein Neubau ausgefüllt, der einen geräumigen Saal umfaßt. Ein kleiner Tempel hängt

mit dem Feigensaale zusammen; so benannt, weil ihn Feigenbäume rings umgeben, und gleichsam um den Kontrast zu häufen, blicken die schlanken Minaretts einer Moschee über die Bauernhütten der jetzigen Ansiedler hinweg.

Nachdem auch diese besichtigt, stehen die Herrschaften im Angesichte des berühmten Rathhauses. Man liest noch an dem schönen steinernen Gebäude die Inschrift:

S. P. Q. R.

und

legum custodia patriae vulcrum.

Beim Eintritte verwischt jedoch das ernste Gefühl, das die römische Curia erweckte: denn mit den Friesen an der Decke des Versammlungssaales, welche in Basreliefs Cäsars Tod, feierliche Umzüge u. dgl. darstellen, contrastiren arg die Bildnisse reizender Mädchen, die an den Wänden umher hängen. Die Curia ist zum Badezimmer geworden, und man fragt mit Recht: wie kömmt dieser Luxus zur Sitteneinfalt der Kolonisten. In den Ruhezimmern sind Wände und Decken mit rosenfarbenem Flor überzogen, in dem silberne Sternchen flimmern, und Blumenguirlanden hängen auf die Ruhepolster hernieder.

Der Markgraf konnte die Bemerkung nicht unterdrücken:

„Hier sieht man's, daß ein Fürst die Ansiedlung beherrscht, und gern in ihr weilt."

„Der denn auch sein Bischen Macht und den geringen Glanz seines Hofes sogleich entfalten wird." entgegnete Karl.

„Hier das Gefängniß, sagte er, auf zwei Gebäude zeigend, und dort unser Konzertsaal.

„Schließer, öffne die Thüre des römischen Kerkers! Zur Feier des Tages mögen die Gefangenen frei sein. Riegeln klirren, Ketten rasseln und frohlockend begrüßen die Gefangenen das Tageslicht.

Wie mögen Eurer Durchlaucht Unterthanen gejubelt haben, als die Leibeigenschaft aufgehoben wurde!" sagte leise Franziska zum Markgrafen.

Aber lassen wir uns — fährt der Herzog fort — von ihrem Jubel nicht stören, und treten wir in die Hütte ein, die wir dort erblicken. Welch' rohe Steinmasse von Bündeln Stroh bedeckt! Aus dieser Tempelruine hätte sich etwas Schöneres machen lassen."

Sie traten ein, und finden in der That — einen Conzertsaal.

Marmorplatten bedecken den Fußboden, marmorne Säulen mit vergoldeten Sokkeln und Kapitälern

stützen den schön bemalten Plafond. Vier große Statuen zieren die Wände, an welchen sich der ganze Hof aufgestellt hat. Der Kapellmeister gibt das Zeichen, und eine Composition Zumsteegs ertönt.

Eine Sängerin, die einige Soloparthien vortrug, erregte durch ihre schöne, klangvolle Stimme die Aufmerksamkeit des Markgrafen.

„Die Demoiselle ist eine Bekannte von Eurer Durchlaucht," sagte Franziska, „und Eurer Markgräflichen Gnaden hoch zu Dank verpflichtet."

„Wie, das wäre?

— „Die Schülerin der Ecole, welche im Oktober vergangenen Jahres mit dem Hofkaplan Baumann entflohen ist?

„Eure Durchlaucht haben, als Sie dem Hauptmanne Fischer die Auslieferung bewilligten, eine milde Behandlung der Unbesonnenen so sehr bevorwortet, daß der Herzog sich ein Vergnügen daraus machte, dem Wunsche nachzukommen."

„Und was war denn ihr Schicksal?"

„Die Sängerin, antwortete der Herzog, wurde in ein Zimmer des Opernhauses eingeschlossen, drei Monate gefangen gehalten, und wird jetzt wahrscheinlich einen Hofmusikus heirathen. Den Hofkaplan habe ich nach Hohentwiel sperren lassen, —

„Von wo Eure Liebden ihn wohl heute befreien werden, nachdem zu Ehren des Festes bereits alle Gefangenen im römischen Kerker die Freiheit erhalten.“

Karl lächelte. „Obwohl Sie Spiel und Ernst verwechseln, mag es schon deswegen sein, weil ich diesem kleinen Liebeshandel die Veranlassung verdanke, Eure Liebden eine Einladung zuzuschicken, welche Sie denn auch so geneigt waren, anzunehmen.“

Die Fürsten verbeugten sich gegenseitig und brachen auf, um den übrigen Theil des Gartens in Augenschein zu nehmen, der noch manche interessante Punkte darbot. An einem kleinen Hügel ruht das Schäferhaus. Auf einer hölzernen Bank neben derselben sitzt ein hübsches Hoffräulein, pro tempore Phillis, und liest Geßners Idyllen.

Längs eines Bächleins, das einige kleine Gärten bewässert und auf beiden Seiten durch grüne Wände und Baumgruppen geschlossen ist, erreichen sie die Gallerie, vier einzelne Gebäude, die sich auf dem Trümmern einer Wasserleitung stützen. Ein alter viereckiger rother Thurm, Ruinen des römischen Bades mit einem Tempel machen diese Parthie zu einer der reizendsten des Gartens. Auf den alten hohen Brustmauern, unter welchen ein Bach dahinrauscht,

ruht der Tempel, den vier schlanke jonische Säulen tragen. Die Nachwelt hat die Sokkel weggenommen und gothische Basen untergeschoben. Ein düsterer Tannenhain, dunkles Gebüsch, eingezäunte kleine mit Bäumen besetzte Felder erfüllen diesen Raum, den im Hintergrunde eine dichte Pappelwand begränzt.

Den Bach verfolgend, erreichen sie die sechs Seeen, die dem Bade das Wasser geben, das Spielhaus mit dem Spielplatz, die Käserei mit ihren kostbaren Majolikagefäßen.

Der Kreuz- und Querweg hatte sie außerhalb des Gartens und wieder zurückgeführt, um nun endlich das Boudoir zu sehen, einen freundlichen, reich geschmückten Saal, der sein Licht von oben erhält, und dessen Wände Zeichnungen des Hohenheimer Gartens von Heideloffs Hand zieren. Der Herzog öffnet ein Nebenzimmer, in welchem eine Sammlung Bücher sich befindet.

„Nur Württemberger Autoren!" sagt er mit Stolz.

Eine Gondel nimmt sie auf, um sie über den von Pappeln und Weiden umfaßten langen See zu tragen. Der Küche, dem Fischerhaus, dem zerfallenen, mit alten Standbildern in den Nischen gezierten

Bogen, dem Schulhause für die Kolonisten wird nur ein flüchtiger Blick gegönnt und sie kehren zu dem Palaste zurück.

Natürlich fand der Markgraf seines Lobes kein Ende; allein bei dem Herzen dieses trefflichen Fürsten mag er wohl Nikolai Recht gegeben haben, der da meint:

„Welche ganz andere Wirkung würde eine solche Idee gemacht haben, wenn der Herzog von den vielen Leuten, welche aus Württemberg zu Hunderten auswanderten, einige nach Hohenheim gezogen, sie da wirklich ansiedeln lassen, und sie in guten Wohlstand gebracht hätte, wenn er unter ihren ländlichen Beschäftigungen gewohnt, und seine Spaziergänge unter ihnen mit dem Gedanken verschönert hätte, diese Leute seinem Lande erhalten zu haben."

Die ephemären Bewohner des Gartens wurden bald von der ihnen nichts weniger als zusagenden Rolle erlöst, und erschienen Abends in dem deutschen Schauspiele, welches der Herzog von Schülern seiner Akademie vor dem hohen Gaste aufführen ließ.

4. Die Herzogin.

Franziska sitzt in ihrem Wintergarten mit Abfassung eines Briefes beschäftigt. Obgleich der Frühling erst angebrochen, sprießen aus dem Boden die prächtigsten Blumen, ranken an den Wänden sich üppige Gesträuche und wölben sich zu belaubten Bogen. Ihr Auge ruht dankbar nachdenkend auf einer kostbaren Vase, in der ein duftender Blumenstrauß prangt; die Vase ist ein Zeichen der zärtlichen Aufmerksamkeit des Herzogs, der Preis einer absichtlich verlornen Wette.

Ein kleiner Scherz hatte die Veranlassung zu dieser Gabe liefern müssen.

Neulich, als sie den Herzog auf die Jagd begleitete, überstürzte sich ein am Kopf getroffener Hase, was das Lächeln Franziska's erregte. Sogleich bot er die Wette an, hundertmal nach einander denselben Schuß zu thun, und sie wurde natürlich angenommen.

Und neun und neunzigmal verfehlte der Herzog nie den Kopf Freund Lampe's. Aber das hundertste Mal war er so galant, neben hinaus zu schießen — und so die Wette zu verlieren.

Doch bald fesseln ernstere Gedanken die Schreiberin. Man sieht es, daß der Brief nicht flüchtige Nachrichten der Courtoisie und Politesse, sondern eine Kunde zum Gegenstande haben muß, die tief in ihr Leben eingreift. Aus ihren Zügen spricht eine eigne reizende Mischung von Wehmuth und Freude, von Stolz und Bescheidenheit.

Einst und Jetzt! das ist der Gedanke, der sie beschäftigt: einst die verachtete Maitresse, und jetzt die angebetete Herzogin.

Mit Stolz kann sie auf ihre Vergangenheit zurückblicken. Mehr als eine La Vallière hat sie nicht allein auf das Herz ihres fürstlichen Liebhabers einen dauernden Einfluß erhalten, sondern sich auch die Achtung seiner Unterthanen, seiner Gleichgestellten erzwungen.

Wir haben Karl bereits in der Karlsschule und auf Hohenheim erblickt, gesehen, wie die hochstrebenden Plane seiner Seele sich nützlichen Zwecken zugewendet, und wie er vieles von dem Flittertand abgestreift hat, den er sonst für ächten Glanz gehalten. Karl, der sparsame, bürgerliche Fürst, wie er auf Hohenheim haust, er ist es durch Franziska geworden, welche die edlen Keime, die in ihm lagen, zur Blüthe und Entfaltung gebracht. Diese sanfte

Dulderin hatte es verstanden, die Leidenschaft, den starren Willen des gefürchteten Herrschers zu besiegen. Ihrer Milde gelang, was der Energie Anderer fehlgeschlagen.

Das Benehmen, welches der Herzog gegen Franziska zeigte, ist der schönste Beweis ihrer Trefflichkeit. Das entführte Weib eines Andern, anfangs nur eine Unbedeutende, dazu nicht besonders durch äußere Reize ausgezeichnet, der flatterhafte Fürst würde sie bald zu den Andern geworfen haben, hätte sie nicht in ihrer Innerlichkeit eine Stütze gefunden, die sie gehalten, in ihrem Wesen einen Zauber, der ihm in einer Lage Verehrung abzwang, in welcher er bei einer andern nur Verachtung empfunden hätte.

Nie zwar setzte der Herzog gegen das schöne Geschlecht die ritterliche Galanterie außer Augen; doch ihr gegenüber bewieß er immer die ausgesuchteste, die zarteste Aufmerksamkeit. Die Feste, welche an ihren Geburtstagen veranstaltet wurden, waren nicht blos leeres Hofzeremoniell, sondern sie hatten den Inhalt einer rücksichtsvollen Liebe, die Alles dieses leitete. Der fürstliche Erzieher verfehlte nie, am 10. Januar mit den Zöglingen seiner Akademie und der Ecole, — einem weiblichen von der Frau von Seeger geleiteten Institut — ihr zu Ehren eine

Feierlichkeit zu veranstalten, und die Festspiele, welche man aufführte, enthielten, nebst manchen flachen Schmeicheleien und allegorischem Bombast, doch auch manches Sinnige, das Franziska schmeicheln und erfreuen mußte. Trug doch, wie wir bereits wissen, sogar Schiller zur Feier dieses Tages das Seinige bei, und hoch in Ehren wurde die schön abgeschriebene Rede von der Gefeierten gehalten bis in ihr Grab. Wahr ist's, indem die reine, für das Ideal der Schönheit und Tugend glühende Seele Schillers Franziska seinen Zoll der Bewunderung darbrachte, liegt darin das Zugeständniß, daß die Gräfin ihre Stellung verklären konnte, wie es nie vordem eine Frau vermogte. Wer fühlet für Lady Milford nicht die größte Hochachtung.

Auch die eigenen Briefe des Herzogs an jenem Tage waren voll von dem Lobe der Tugend und dem Glücke, sie zur Freundin zu besitzen.

Nach diesen Vorgängen fand die Nachricht, daß sie zur Herzogin erhoben worden sei, im dankbaren Herzen des Volkes einen freudigen Widerhall, und keine Stimme erhob sich dagegen.

War die Grävenitz eingebildet genug, sich mit der Maintenon zu vergleichen, so hält die bescheidene

Franziska diesen Vergleich nicht nur aus, sondern steht noch weit über der Gemahlin Ludwig XIV. mit der sie ähnliches Schicksal zusammenstellt. Welche Gesinnung sie aber selbst über ihre Erhebung gehabt habe, spricht am besten der Brief an Niemeyer aus, über deren Abfassung wir sie getroffen haben.

„Ich eile Ihnen zu melden, daß durch die Gnade des Herzogs in meiner öffentlichen Anerkennung und Erhebung zu seiner Gemahlin, endlich das so lange gegebene Aergerniß, wie ich wenigstens hoffe, in den Augen der Welt sein Ende erreicht hat.

Wohl haben Sie mich oft, bei der immer wiederkehrenden schmerzlichen Empfindung über mein früheres Verhältniß, zu beruhigen gesucht. Aber das Gefühl der Schuld wollte mich nie ganz verlassen.

Ich wußte es ja wohl, daß vor Gott das Leben keines Sterblichen ganz unsträflich ist. Aber es bleibt doch ein großer Unterschied, ob Ueberraschung der Grund von Verirrungen war, oder ob der Fehltritt langsam geschah. Niemand weiß wohl besser als ich, was die Ueberredung der Leidenschaft nach und nach für eine Gewalt hat. — Glauben Sie mir, es gab eine Zeit, wo in dem Hause meines Vaters mein Herz nur für die Tugend schlug.

Aber ach! die Eitelkeit brachte mich dahin, wo ich mir längst so sehr mißfallen habe. Je mehr Menschen auf mich sahen, desto strafbarer erschien ich mir. Sie fühlen gewiß, wie drückend der Gedanke blieb und wie gerecht noch itzt meine Thränen darüber fließen, auch nur Einem Menschen zum Anstoß geworden zu sein. Für diesen Schmerz giebt es eigentlich keinen ausreichenden Trost, und keine völlige Beruhigung. Ich finde indeß eine Erleichterung darin, mein Gefühl laut werden zu lassen, ob es mich wohl zuweilen hat gereuen wollen. Sie werden es mich nicht bereuen lassen. Es wird mir in einsamen Stunden ein Trost bleiben, zu wissen, daß ich fortdauernd auf Ihre Theilnahme rechnen darf.—

Erbitten Sie mir von Gott die Kraft, auch in dem höheren Wirkungskreise noch so viel als möglich zu thun. Es ist mein ernster Wille, dadurch auch im Lande gut zu machen, was ich im Lande verschuldet habe. —

„Franziska Herzogin von Württemberg."

Aus den ernsten Betrachtungen, welche dieses Schreiben in Franziska erregte, wurde sie durch den raschen Schritt des Herzogs geweckt, der unter lautem Lachen einen Hund hereinführte. Die englische Dogge trug am Halsband eine Schrift.

„Sieh nur, Franzel, was das zu bedeuten haben mag! Solche Supplikanten sind mir neu.“ Er lockte den Hund zu sich und es fand sich in optima forma eine Beschwerde gegen einen Obristen, der sich mancherlei Gewaltthätigkeiten gegen seine Untergebenen hatte zu Schulden kommen lassen. Die Schrift war aus gedruckten Buchstaben zusammengeklebt, die man einzeln herausgeschnitten hatte.

Die Sache scheint also auch eine ernste Seite zu haben, meinte sie. Wahrscheinlich hat sich keiner der Offiziere getraut, eine Beschwerde einzureichen, weil ihn seine Handschrift verrathen hätte, und sie sind deshalb auf diesen Ausweg verfallen.“

„Du hast recht, Schatz!“ erwiederte Karl, „ich will sogleich eine Untersuchung veranstalten lassen, und wehe ihm, wenn Diana Recht hat. Es gibt leere Kerker genug in meinem Lande.“

Der Herzog eilte fort, jedoch nicht, ohne nach seiner Gewohnheit seiner Gemahlin Finger für Finger zu küssen. Franziska blieb wieder mit ihren Betrachtungen allein, und gedachte der seltsamen Wege, die die Unterdrückten oft einschlagen müssen, um ein offnes Ohr bei ihrem Herrscher zu finden. Auch sie hatte häufig genug in das Gewand des

Scherzes die Wünsche und Klagen von Unglücklichen kleiden müssen, um ihnen zu dem Herzen ihres Gemahles Eingang zu verschaffen.

Der von Diana verklagte Obrist hudelte unterdessen Officiere und Gemeine in gewohnter Weise, ohne zu ahnen, wie nah ihm schon das Gericht sei. Plötzlich trat aus den Gebüschen der Herzog hervor, eine furchtbare Erscheinung, so unverholen sprachen Zorn und Entrüstung aus seinem Gesichte.

„Marsch fort!" rief er, „auf den Asperg, er hat genug kommandirt!"

5. Des Herzogs Tod.

Der Herzog hatte immer nicht daran glauben wollen; seine Eitelkeit hatte sich seine Person als den Mittelpunkt gedacht. Müsse er scheiden, so mahlte sie ihm vor, dann müsse Alles mit zertrümmert werden; und sieh, da lag er jetzt auf dem Todbette, und die Sonne ging so schön auf wie nur immer und der Tag nahm seinen gewöhnlichen Verlauf. Ein Meteor stand zwar am Erlöschen, allein die Weltgeschichte nahm doch unbekümmert ihren Gang weiter. Meteore kommen und schwinden. Am Lager des Kranken finden wir als treue Pflegerin seine Franziska; dann seinen Bruder Ludwig, mit dem die letzten Tage ihn ausgesöhnt, und einen Geistlichen, der einst als Candidat durch ein unvorsichtiges Spottgedicht seine Gnade verscherzt, durch eine improvisirte gute Predigt wieder für immer gewonnen hatte, um sie zu guten Werken zu benützen.

Während die Zeit sich zu verjüngen schien, neue Kraft, neues Leben in ihr erwachte, war der Herzog alt geworden. Die Gicht hatte dem Körper Grämlichkeit, und Mißmuth den Geist in Fesseln

geschlagen. Dennoch verläugnete sich auch in den letzten Jahren seiner Herrschaft der klare Verstand und die Kraft nicht, mit der er sonst den Scepter zu tragen pflegte. Die französische Revolution fand den Greis nicht unvorbereitet.

Die Gesinnungen, welche zuerst die Neufranken beseelten, und die selbst dem für Deutschlands Ruhm so begeisterten Klopstock überschwengliche Oden des Lobes entlockten, waren theilweise seine eigenen. Die Karlsschule hatte den Ständeunterschied in seinem eigenen Lande schon ziemlich untergraben, an seinem Hofe fanden Befähigte aus allen Klassen des Volkes ihre Anstellung, und Prediger wie Werkmeister und Mercy standen in ihren Lehren weit außerhalb des Kreises des vorgeschriebenen Dogma. Er selbst reiste nach Paris, als schon die Elemente der Gährung wild durch einander tobten und das frühere, heißgeliebte Paradies der deutschen Fürsten und Fürstlein zum verhaßten Babel geworden war. Mömpelgard zu retten, hatte der Herzog die Reise gemacht, die Börse mit Dukaten gespickt. Es galt den Versuch, ob, der Demosthenes der Revolution, Mirabeau eben so bestechlich sei, als sein griechischer Vorgänger, und ob er durch deutsche Goldstücke bewogen werden könne, die französische Regierung zu veran=

lassen, mit französischen Thalern Mömpelgard zu kaufen.

Mirabeau nahm die Dukaten; der Herzog steckte, um die Stimmung sich ganz geneigt zu machen, sogar die Nationalkokarde auf, allein der Plan mißlang dennoch; die Franzosen wollten nicht kaufen, was sie in Kürze unentgeldlich zu bekommen hofften.

Mochte dieses Benehmen klüger als schön gewesen sein, so contrastirt es immer günstig gegen das Benehmen anderer gleichzeitiger Fürsten, die ihren Groll gegen die Revolution an ihrem eigenen Volke kühlten. Wer nur irgend selbstständige Ansichten äußerte, Freiheit der Gesinnungen zeigte, war der Demagogie verdächtig, und selbst ein Karl Friedrich konnte seinen Leibarzt Leuchsenring dem österreichischen Gesandten überliefern, auf dessen Befehl er Stockschläge erhielt. Karl war hierin einer der wenigen, welche eine Ausnahme machten. Er glaubte sich auf sein Volk verlassen zu dürfen, und obwohl er seinen Pflichten als Reichsstand nachkam, so sprang er doch nicht zum Extrem über. Namentlich floh er alle Verbindung mit den Emigranten, wie sehr dieselben sich ihm anfangs auch aufgedrungen hatten.

Trotzdem blieb er in seinem eigenen Lande von einzelnen Aufwallungen der republikanischen Modekrankheit nicht unverschont; und gerade aus seiner eigenen Akademie ging das Ereigniß hervor, das ihm die letzten Tage seines Lebens verbitterte.

Auf einem maskirten Hofballe, der zu Ehren der emigrirten französischen Prinzen gegeben wurde, lief auf einmal ein Gemurmel durch den Saal. Die Hofleute zeigten die bestürztesten Mienen, die Emigranten wurden blaß vor Zorn, selbst Franziska war erbleicht und wußte nicht, wie der Herzog das ungeheure Evenement aufnehmen würde. Eine Maske hatte sich als Kronos mit einer Urne in Mitte des Saales aufgestellt, zwei andere Masken zogen die Orakelsprüche und vertheilten sie. Alle Welt hatte sich zur Urne gedrängt; denn man glaubte Galanterien, ein Bonmot oder Anspielungen auf etwaige Skandale zu erhaschen. Allein was bekam man in die Hände? Bruchstücke aus den Marseillaise aus den Menschenrechten von Payne, aus den Reden Robespierres, die wüthendsten Grundsätze, die nur irgend im Convente ausgesprochen worden waren. Mitten im Wirrwarr, welchen diese Entdeckung veranlaßte, flüchteten sich die Unbekannten und die Emigranten warteten vergeblich an der Hauptthüre,

nachdem die Ruhestörer durch Seitenthüren längst entkommen, den Schlafsaal erreicht hatten. Tags darauf traf der Herzog ernstliche Gegenvorkehrungen; und da er vermuthete, daß bei der Geschichte die Akademie im Spiele gewesen sein könnte, verfügte er sich in dieselbe, um eine warnende Strafrede zu halten. Hier aber fühlte Karl selbst, daß es mit ihm zu Grabe gehe. Seine Worte fanden nicht wie früher, einen fruchtbaren Boden in den Herzen der Zöglinge; kalt wurden sie angehört, mit höhnischen Mienen aufgenommen, und als er geschlossen — ausgezischt und ausgepocht. Der Mann, der Rieger und Moser in den Löchern seiner Bergfestungen hatte verkümmern lassen, fand nicht den Muth in sich, diese puerile Frechheit gebührend zu ahnden. Er warf den Eleven einen einzigen Blick zu, und verließ die Universität, die seitdem aus seinem Herzen ausgestrichen wurde, und welche er nur noch spärlich besuchte.

Ein französischer Professor, der Mediziner Kerner und der Neveu des Unterintendanten Fischer, desselben, der wegen Uebergabe von Hohentwiel später schimpflich kassirt und gefangen gesetzt wurde, waren die Masken des Hofballes gewesen.

Am 8. Oktober 1793 warf eine in Folge zurückgetretener Gicht entstandene Krankheit Karl auf das Siechbett. Sechzehn Tage lang kämpfte das kräftige Leben unter gräßlichen Schmerzen mit dem Tode; er mußte in seiner ganzen Schrecklichkeit, den Schritt von dem Throne in die Ewigkeit, wie Pahl sich ausdrückt, kennen lernen. In diesen Stunden des Leidens, wo die Vergänglichkeit irdischer Macht ihm vor die Augen trat, klopfte die Reue an seine Brust, und manche Handlung hätte er gerne getilgt aus seinem Gewissen, seinem Gedächtnisse und dem Buche der Geschichte. Beruhigung gewährte ihm hingegen, daß Württemberg unter seinem Scepter kräftig aufgeblüht, daß er die Macht seines Hauses, und den Wohlstand seines Landes vermehrt.

„Pfarrer! das Sterben ist kein Kinderspiel!" dies waren seine letzten Worte.

* *
*

Aufrichtige Trauer folgte dem Fürsten nach, der fast fünfzig Jahre unter so wechselvollem Geschick über Württemberg geherrscht.

Die Leiden waren vergessen, die er seinen Unterthanen in der ersten Hälfte seiner Regierungsperiode bereitet, dagegen standen das Großartige seiner Bestrebungen, sein gewinnendes volksthümliches

Wesen unter allen Klassen in frischem Andenken. Fast jedes Dorf des Schwabenlandes weiß eine Anekdote von Karl Herzog zu erzählen; und wie er schon zu Lebzeiten von dem gemeinen Volke für einen Hexenmeister gehalten wurde, der das Feuer besprechen könne, so verklärte er sich nach seinem Tode zu einer fast wunderbaren Erscheinung.

Franziska zog sich nach Kirchheim an der Teck zurück; hier lebte sie, umgeben von einem kleinen Hofe, zu dem auch im weitern Kreise die Adeligen und Beamten des Städtchens und der Umgegend gehörten, mildthätigen Werken. Sie sah noch die Erhebung Württembergs zu einem Königreiche und starb im Jahre 1811.

6. Friedrich Eugen.

Die Scene wandelt sich. Vorüber mit dem Scherz der Komödie, vorüber mit den Spielen der Künste, vorüber selbst mit den ernsten Sorgen für das innere Wohl des Landes; jetzt gilt's, Württemberg, Deutschland zu schützen. Was unter Ludwig Eugen nur als drohendes Gewitter am Himmel gestanden, hatte sich entladen. Der Kriegssturm tobt daher vom Westen, ein für Freiheitsideen glühendes Volk will sich seine Stelle unter Europas Nationen wieder erkämpfen, und ist von kundigen Feldherrn geführt, — Männern von gestern, die über Nacht Kriegskunst gelernt und zu Helden geworden —, über den alten duldsamen Hüter Rhein hereingebrochen in die deutschen Gauen. Sengend, brennend, „Freiheit" im Munde, in der Hand die Beute, haust die feindliche Schaar in den vaterländischen Gefilden. Und Deutschland? zerrissen, zersplittert, von Sonderinteressen geleitet, ohne Ehrfurcht für die nationale Würde des Vaterlandes. Oesterreich dominirt, Preußen hat sich zurückgezogen und einen Separatfrieden geschlos-

sen, das schwäbische Kontingent — ein gräßlicher Anblick! ein Haufe zusammengestoppelter Leute, wechselnd über Nacht, das träufelt zu, das träufelt ab, zur Hälfte bestehend aus neuen Rekruten, die, nachdem sie ihr Handgeld empfangen, desertiren, um wieder anderswo Handgeld zu erhalten, zur Hälfte aus Greisen und Gebrechlichen, die das Kriegshandwerk nie gelernt im ewigen Wachen halten, an den verrosteten Thoren der Reichsstädte.

Württemberg hatte in Friedrich Eugen einen Fürsten bekommen, der seit seiner Jugend mit den Kämpfen auf dem Schlachtfelde und in den Kabineten sich beschäftigte. Im siebenjährigen Kriege ein verdienstvoller Feldherr Friedrich II., der Besieger seines Bruders Karl, war er seit 1769 Statthalter von Mömpelgard, aus dem ihn die Republikaner verdrängten und wurde dann 1792 preußischer Generalgouverneur in Ansbach-Baireuth.

Zwei Jahre darauf vertauschte er das Lustschloß Phantasie bei Baireuth mit Hohenheim, welches ihm vermöge eines Erbvergleiches mit Ludwig, seinem Bruder, zugefallen war. Friedrich Eugen war ein glücklicher Familienvater: sieben Söhne und drei Töchter hatte ihm seine Gemahlin Dorothea von Brandenburg-Schwedt geschenkt. Die eine sollte die

geliebte Czaarin der Russen werden; die andern raffte der Tod hinweg, nachdem sie bereits glückliche Gatten gefunden. Im preußischen Heere dienten vier seiner Söhne, unter ihnen Prinz Heinrich, ein bekannter Name in den Annalen unserer Kriegsgeschichte. Prinz Ferdinand, der ebenfalls den Lorbeer trägt, war in österreichische Dienste getreten, und ein anderer Sohn in russische. Friedrich Wilhelm, der älteste, weilte schon seit den letzten Regierungsjahren Karls in dem Lande, das er einst sein eigen zu nennen bestimmt war.

Wäre Friedrich Eugen im rüstigen Mannesalter zur Herrschaft Württembergs gelangt, mit der ganzen That und Willenskraft, die er früher besessen, und mit dem vortrefflichen Herzen, das er noch hatte, er würde vielleicht in dieser gefahr- und unglückvollen Zeit das Ländchen vor manchem Uebel bewahrt haben. Vielleicht, aber doch nicht wahrscheinlich. Die Nemesis war über die einzelnen deutschen Staaten hereingebrochen. Die engherzige Politik, die sie in Bezug auf das Reich seit Jahrhunderten verfolgt, jetzt mußten sie sie büßen. Als gegen den gewaltigen Feind, der von Westen drohte, die verschiedenen Glieder zu einem Ganzen sich einigen sollten, erkannte man zu spät, daß es einzelne

Theile seien, meist zu schwach, um für sich ein würdiges Ganzes zu sein, und doch zu selbstherrisch, um sich den Zwecken des großen Ganzen fügen zu wollen.

„Ich will Gerechtigkeit üben, denn auch ich trete früher oder später vor Gottes Richterstuhl,“ sagte Friedrich Eugen, bei seinem Regierungsantritt, bei dem alle Feierlichkeiten untersagt waren. Das Volk verehrte den Fürsten, der durch alle seine Anstalten bewies, daß dieser schöne Ausspruch eine Wahrheit sein sollte, es betete unaufgefordert für ihn, als er erkrankte, freute sich, als er genas — allein näher und näher wälzten sich die Kriegsheere. Jourdan und Moreau standen an den Marken Deutschlands; in diesem wurde ein Separatfrieden nach dem andern geschlossen: zuerst wie wir bereits gesagt haben, von Preußen, dann durch seine Vermittlung vom Landgrafen von Hessenkassel; und was konnte nun Würtemberg thun? Sich auf das schwäbische Kreiskontingent verlassen? das wäre eine üble Stütze gewesen; doch auf Erzherzog Karl hoffte man noch, und das Herzogthum hielt beim Reiche aus, obgleich es jede Feindesgefahr durch Neutralität hätte abwenden können.

In Hohenheim mußte der Herzog der Dinge warten, die da kommen sollten, denn sein Alter ver-

bot ihm, das Heer zu begleiten. Eine Schreckensnachricht folgte der andern; der Uebergang bei Kehl am vierundzwanzigsten Juni, den das schwäbische Kreiskontingent nicht wehren konnte, die Niederlage der Oesterreicher bei Renchen, die Erstürmung des Kniebiß am zweiten July, der Rückzug des Erzherzog Karl nach der Schlacht am Dobel. Als der Erzherzog selbst erklärte, er könne Württemberg nicht mehr schützen, schickte man den Minister Wölwarth, den Legationsrath Abel, den Geheimrath Mandelslohe und den Landschaftsassessor Kerner in das Lager der Neufranken nach Baden, um einen Waffenstillstand zu vermitteln. Unterdessen wurde Württemberg eiligst entwaffnet, und während der Herzog und eine Menge der reichsten und vornehmsten Leute aus dem Lande flohen, rückte der Verwüstungszug der französischen Heere der Hauptstadt zu. Die Straßen des Landes boten damals einen schrecklichen Anblick. Die Schaaren der kaiserlichen Armee, die Masse derer, die sich flüchteten, und fort eilten, gepeitscht von der Furcht, die Franzosen möchten bald folgen, füllten dieselben. Wagen an Wagen kamen daher, wohlfrisirte Damen und Herrn scheuten sich nicht, auf dem Staub der Chaussée von Ochsen langsam sich dahin ziehen zu lassen. Neben ihnen sieht man

lange Reihen von Handwerksburschen, die den Schauplatz des Krieges verlassen, um in friedlicheren Gegenden Arbeit zu suchen. Dann folgt wieder ein Zug Kanonen, ein Trupp Reiterei, ein Schwarm Weiber, eine Gesellschaft französischer Emigranten, die nun ihren Stab weiter setzen mußten, und ein Haufe Unglücklicher, welche schon von den Feinden ausgeplündert waren. Ungarische Ochsen in großen Heerden, die den Oesterreichern nachgeführt werden, treiben sich wild durcheinander; matt hängen die Pferde ihre Köpfe, und auf den Bauch gestreckt schlafen die Wagenknechte. Fluch, Gebet, Jammer, Angstgeschrei, vornehmes Französisch und gemeines Schwäbisch hört man durcheinander, das Halt der Fuhrleute, das Kommando der Offiziere, das Schmettern der Posthörner, das Klatschen der Peitschen, und von ferne dröhnt der dumpfe Donner der Kanonen. Wiesen werden zerstampft und zu Haltplätzen für die Wagen genommen, das Getreide, ob reif oder nicht, abgemäht, die Weinpflanzungen niedergerissen und über sie dahingefahren. Die Obstbäume abgehauen, als Brennholz für die nächtlichen Wachtfeuer; das Vieh von den Soldaten aus den Ställen genommen und zu Vorspann getrieben. Weinend steht der Bürger und Landmann, und sieht dem unheilvollen Zuge

nach. Ein Theil der Bauern nimmt, von Beamten und Jägern angeführt, Heugabel, Dreschflegel, Sense und Knüttel, um auf eigene Faust einen kleinen Krieg zu führen, ein andrer hört mißtrauisch die Reden des Försters an, und weigert sich geradezu: „Wir marschiren nicht“ heißt es. „Gegen die Condeer wollen wir wohl ziehen, aber nicht gegen die Nationaler, mit denen soll der Kaiser Friede machen.“

In diesem allgemeinen Gemälde wollen wir nun das besondere betrachten, welches Hohenheim bietet.

Am sechszehnten Juli sah man auf den Höhen Hohenheims die ersten Truppen des Erzherzogs. Links von ferne her erblickte man die Staubwirbel auf der Kannstadter Straße, und Boten kamen mit der Nachricht, es hätten sich zwei Schwadronen und vier Bataillons bei Berg am höllischen Bühl, wo die Straße nach Vaihingen geht, aufgestellt. Zugleich wurde die Besorgniß laut, daß die Franzosen auch bald nachfolgen werden, und in Stuttgard hieß es, ihre Anvantgarde wäre bereits bis Leonberg vorgedrungen. Unter quälender Unruhe verging die Nacht.

Mit dem Morgen wurde es lebhaft auf den Straßen; Trommelwirbel, Fanfaren der Trompeten kündeten die anrückenden Truppen an, und die gestern bei Berg und Kannstadt gestanden, zogen sich heute vor Hohenheim bis Eßlingen hinüber. Abends vernahm man von Schwieberdingen, der Erzherzog sei selbst angekommen und habe dort übernachtet. Am zehnten waren Oesterreicher auf allen Seiten, von Kornwestheim bildeten sie eine Linie bis Mühlhausen und Altingen, wo zwei Brücken über den Nekar geschlagen wurden. Nachmittag konnte man vom Balkone des Hohenheimer Schlosses das Anrücken der Franzosen von Vaihingen her gewahren, und das gräßliche Schauspiel einer Schlacht entwickelte sich vor den Augen des Häufleins, das unter ängstlichem Herzklopfen sich oben zusammengedrängt hatte. Seit drei Uhr hört man den Kanonendonner und das Prasseln der Kartätschen. Es hieß, das Gefecht wüthe in Stuttgart selbst. Daß die kaiserlichen Vorposten von dem Hasenberg vertrieben worden, konnte man oben bemerken, und so durfte man als gewiß annehmen, daß die Franzosen, welche St. Cyr anführte, sich in die Stadt gestürzt hätten. Zwischen Kannstadt und Berg schwankte der Kampf. Jetzt sah man die Franzosen vorrücken, jetzt jagten

die Oesterreicher ihnen wieder nach, bis in dem Thalgrund bei Stuttgart sich das Gefecht verlor, und nun marschiren die Franken wieder auf, und dehnen sich bis Rohracker aus. Kaum eine Stunde also hatten sie nur noch nach Hohenheim, und unter Zittern erwartete man den folgenden Tag, wo in der nächsten Nähe das Gefecht stattfinden sollte. Und wirklich, kaum war die Sonne über die Berge heraufgestiegen, so hatte man schon die Kunde, daß bei Mühlhausen und Altingen die Oesterreicher über den Neckar sich zurückzögen. Die einen verschwanden hinter die Berge bei Kannstadt, die andern zu den Offinger Höhen, und eine dritte Abtheilung, die Sachsen, seien bei Hofen über den Fluß gegangen. Man erwartete nun das Abziehen der Truppen bei Eßlingen; allein dem war nicht so, vielmehr waren diesen Tag und den andern die Straßen nach Plochingen und Köngen, von österreichischer Mannschaft bedeckt. Am einundzwanzigsten endlich, während Taponnier gegen Kannstadt anrückte, brauste ein Feindesschwarm von Degerloch über Ruith unweit Hohenheim vorbei nach Eßlingen. Dort standen die Liechtensteinischen und Feldmarschalllieutenant Hotze. Bis Ruith konnten die Franzosen vordringen, weiter aber nicht. Zweimal schon waren sie bis zum Weiler-

hof und in die Gärten von Eßlingen gekommen, aber immer wieder zurückgejagt worden. Als es Nacht wurde, gewahrte man die französischen Pikets am Rande der Ruither Waldung.

Was aber der Erzherzog in dieser Lage bezwecken wollte, die Behauptung der Straße von Eßlingen nach Ulm hatte er erreicht, und da die feindliche Hauptmacht bereits in Ludwigsburg angekommen, marschirte Hotze am dreiundzwanzigsten weiter, um Kirchheim zu besetzen.

Die Württemberger, die unter dem Erzherzoge standen, hatten sich schon am achtzehnten von ihm getrennt, denn Tags zuvor war der Waffenstillstand zwischen dem Herzogthum und der Republik zu Stande gekommen, dem am siebenundzwanzigsten August der Friede nachfolgte. Baden und ganz Schwaben schlossen nun ebenfalls Frieden, und der Krieg wandte sich in die Donaugegenden und die des Maines.

Mit Schrecken betrachteten die Bewohner die gefürchteten Republikaner, die doch Alles eher vorstellten, als ein siegreiches Heer. Man hätte mehr geglaubt, sie befänden sich auf der Flucht, als auf dem Marsche in's Feindesland. Mit zerrissenen Röcken, kamen sie daher, einige kamen auf den blo-

sen Füßen, ihre Beinkleider sind oft nur leicht zusammengeflickte Bettüberzüge, die sie den Bauern genommen. Manche schultern ihr Gewehr, diese tragen es am Riemen, jene unterm Arme, Rost hatte die Flinten überzogen. Brodlaibe, gebratene Hühner und Gänse stecken an den Bajonetten, die Hauptleute laufen der Compagnie voraus, die Lieutnant ihr nach, scheinbar ohne besonderes Ansehen und Autorität. Durch Getreidefelder, durch Obstgärten haben auch sie ihren Marsch genommen, schlagen an den Bäumen die Früchte ab, ziehen den Vorübergehenden die Schuhe aus, dringen in den Dörfern in die Häuser, erbrechen die Schränke, rauben sie aus, und erpressen durch Drohungen auch das Letzte, was der Bauer noch kurz vorher versteckt hat. Oder dem Soldaten gefällt etwas, er erbietet sich, es zu kaufen; schon ist der Bürger herzlich froh, Geld dafür zu bekommen, was er, überredet von einer auf die Brust gesetzten geladenen Pistole vielleicht umsonst geliefert hätte; da zieht der Franzos eine jener werthlosen Assignaten heraus und reicht sie als Bezahlung hin.

„Gut, gut," versichert er dem Käufer, und dieser hat ein Stückchen Papier für sein Eigenthum eingetauscht. Hie und da macht freilich Einer eine Ausnahme besonders wenn die Worte l'honneur und

la grande nation gegen ihn ausgesprochen, oder hübsche Frauen als Supplikantinnen zu ihm geschickt werden.

Aber während die Franzosen vor dem neuen neutralen Gebiet, nicht die mindeste Achtung zeigten, überdies eine Kriegssteuer von acht Million Franken, auf dem Lande drückend lastete, machte auch Erzherzog Karl seinen Unwillen „über dies ewig schimpfliche Denkmal voreiliger Zaghaftigkeit" deutlich bemerkbar. Und als nun die Kunde von den Siegen bei Amberg und Würzburg sich verbreitete, als Moreau von den Schwarzwäldern unablässig verfolgt, glücklich war, sich mit seinem Heere noch über den Rhein retten zu können, mußte, wie so oft, für den unerwarteten Erfolg der Ereignisse das untergeordnete Werkzeug büßen. Durch die Entlassung des Minister Wölwarth hoffte man den kaiserlichen Hof zu besänftigen, und auf der andern Seite rief der Herzog seinen Gesandten in Paris nicht ab, um, falls das Kriegsglück sich den Franzosen wieder günstiger zeigen würde, auch hier eine Stütze zu haben. Wirklich drohte auch das Jahr darauf ein neuer Einfall in Schwaben, allein die Sieger Napoleons in Italien erzwangen den Waffenstillstand

von Leoben, ehe Moreau noch vorrücken konnte, der Friede von Campo Formio und der Congreß zu Rastadt machte den nächsten Besorgnissen ein Ende.

Nachdem die Furcht vor feindlichem Einfall verschwunden, brachen innere Stürme über das Land her. Der nach einem Viertel Jahrhunderte bei dieser kläglichen Lage der Dinge zusammengerufene Landtag gab das Signal zu einer politischen Erregung, wie sie Württemberg noch nie erfahren. Der laute Ruf nach Besserung der öffentlichen Verhältnisse tönte von einem Ende des Landes zum andern. Klagen, Ansprüche, Wünsche, Hoffnungen wurden außerhalb und innerhalb der Hallen des Ständesaales in so vielfacher und so umfassender Weise vernommen, daß die Grundfesten der altehrwürdigen aber morschen Verfassung des Landes zu wanken drohten. Namenklich richtete sich der Haß des Volkes gegen die Landschaftsconsulenten, welche mehr für ihr eignes Interesse, als für das öffentliche sorgten, und gegen die Unmasse fremder Adeliger, die sich nach Württemberg gedrängt und seine besten Stellen in Besitz hatten, Abenteurer und Intriguanten, die an dem Marke des Landes zehrten.

Jede Partei hatte ihren Vertreter, es war das ein Gewirre von Anklage und Vertheidignng von

Flugschriften jeglicher Färbung mit und ohne Stachel, die die Köpfe erhitzen oder besänftigen sollten. Ein ergötzliches Geschichtchen hat Pahl aus jenem Treiben aufbewahrt. Ein steifer Kammerherr hatte sich unter diesen betrübenden Aussichten wohlgefällig auf sein Sopha hingestreckt und das Büchlein holen lassen, welches in der Stuttgarder Zeitung unter folgendem Titel angezeigt worden: „Vernunft und schriftmäßige Schutz-Trutz- und Vertheidigungs Libell für den Württembergischen Adel, kurz und einfältig gestellt von Sebastian Käsbohrern, Schullehrer in Ganzlosen.

Mit schmunzelnder Miene hatte er zu lesen begonnen; doch bald nahm sein Antlitz einen anderen Ausdruck an; denn statt der gehofften Vertheidigung fand er eine furchtbare Satyre, mit so vielen skandalösen Einzelnheiten gespickt, daß sie offenbar das Frohlocken und Gelächter der erhitzten Menge erregen mußte.

Wüthend rannte er zu Freunden und Bekannten; überall traf er das verwünschte Buch, Käsbohrer hier, Käsbohrer da. Man zerbrach sich die Köpfe, wer der Verfasser sein mochte, rieth auf Petersen, auf Bernritter, diesen bissigen Herausgeber der Württember-

ger Briefe, Grüneisen oder Haug. Die meisten Stimmen beschuldigten Haug.

„Der? Nun wenn's der ist, werde ich schon hinter die Sache kommen," sagte unser Kammerherr, reißt die Thüre auf, und stürmt auf die Promenade. Die Planie war sehr bevölkert, und richtig, unter den Anwesenden befand sich auch der angeschuldigte Professor.

Der Blick des Kammerherrn gewahrt, sein Schritt ereilt ihn, und ihn dann mit vornehmer Impertinenz fixirend, fragt er:

„Herr Magister! Glauben Sie, daß unter der Menge von Spaziergängern sich auch der Käsbohrer befinde?"

Die laute Stimme, das ganze Benehmen hatte ein Häuflein gesammelt, das erwartungsvoll dastand, um zu sehen, was die Geschichte für ein Ende nehmen werde; der Professor lächelt den Mann an, und antwortet ruhig:

„Das weiß ich nicht, wohl aber sehe ich viele Gekäsbohrte," und geht seiner Wege.

Der Kammerherr stiert, unter dem Gelächter der Anwesenden, mit der Physiognomie des Hofmarschalls Kalb dem Dahinwandelnden eine Weile nach, betrachtet geringschätzend die Masse, die ihn umgibt,

wirft sich in die Brust, zupft sein Jabot in Ordnung, nimmt eine Prise Tabak, und setzt sich und seinen Stock mit dem goldenen Knopfe wieder in Bewegung, in sich hineinbrummend:

„Mon dieu, quel monde! Diese Bourgeoisie hat gar keinen Respekt mehr vor uns.“

Der Verfasser des Schriftchens war aber Pahl, der damals in Neubronn bei Aalen an der Württemberger Grenze wohnte.

Den stürmischen Verfolg des Landtages sollte Friedrich Eugen nicht mehr kennen lernen. Ein Nervenschlag machte zu Hohenheim am 23. Dezember 1797 seinem Leben ein Ende. Hohenheim war fast der beständige Aufenthaltsort des Fürsten gewesen, und viele neue Anlagen, die es schmückten, entstanden durch seine Sorgfalt für dasselbe. Unweit des Feigensaales hatte er dem Herzog Karl in Mitte seiner Schöpfungen ein Standbild aufrichten lassen.

7. Maria Feodorowna.

Ein und zwanzig Jahre ließen wir an Hohenheim vorübergehen. Die Schwingen der gewaltigen Zeit haben nicht über dasselbe hinweggerauscht, ohne ihm, wie so manchem andern Fürstenschlosse, vielerlei Unangenehmes zu bringen. Auch seine Mauern, wie die der Solitude hatte der Krieg mit seinen Fußstapfen berührt, und den Lustsitz zu einem Lazareth gemacht; dann stand es leer und verödet, es war ihm Muße gelassen, über die entschwundenen Tage seiner Herrlichkeit nachzudenken. Da auf einmal öffnen sich wieder die Thüren des Schlosses, wird es wieder belebter in den Gängen des Gartens, wo die Tempel und Maiereien, halb dahingesunken, ihres Schmuckes entkleidet, düster und verlassen dastehen. Wird das fröhliche Treiben des Hofes aufs neue in diese Hallen zurückkehren? Eine hehre Frau in Begleitung des königlichen Fürstenpaares, des Erzherzogs Palatin und des Großherzogs von Oldenburg steigt die Treppen hinauf, und als ihr Auge die Zimmer wieder erblickt, in denen sie einst vor

sechs und dreißig Jahren festliche Tage verlebte, als sie das Gemach betritt, worin Vater und Mutter gestorben, erfüllen die Brust der gefühlvollen edlen Kaiserin Mutter wehmüthige Gedanken.

„Vaterland! mein Vaterland! hatte sie mit Rührung ausgerufen, als an den Grenzen des Königreichs festlicher Empfang ihrer harrte, ungeheuchelte Gefühle der Verehrung und Bewunderung sich aller Orten äußerten; nun da sie die Stätte wieder sah, wo die theuern Aeltern ihre letzten Tage verlebten, lagen vor ihr aufgeschlagen alle die freudigen und trüben Erinnerungsblätter aus dem reichen Buche ihres Lebens.

Wie oft hatte sie sich herübergesehnt aus der Paläste-Stadt der Newa, aus den marmornen Hallen des Michaelsschlosses, aus den zahlreichen Reihen ihres prunkvollen Hofstaates zur einsamen lieblichen Villa der Hohenheime, an der Brust der Aeltern, des Bruders, ihre Thränen zu trocknen, dort für ihr Leiden ein tröstendes Herz zu finden. Die Kaiserin war wohl manchmal eine der Unglücklichsten ihres weiten, großen Reiches. Hingegeben den Launen eines Paul konnte sie nur in der Liebe zu ihren Kindern und in Werken der Mildthätigkeit Trost suchen für die harten Leidensproben, die sie täglich zu be-

stehen hatte. Argwöhnisch auf die Verehrung, die ihr überall gezollt wurde, hatte der Kaiser schon den Plan gefaßt, sie nach Kolmogori, einer wüsten trostlosen Insel im weißen Meere bei Archangel zu verweisen, seine Söhne in benachbarte Vesten einsperren zu lassen, als die blutige That Pahlen's und Benigsens seinem Wirken ein Ziel setzte. Jene fürchterliche Nacht trat jetzt wieder lebhaft mit all' ihrem Grausen und Schrecken vor das Auge ihres Gedächtnisses. Wie die Fürstin Lieven ihr die Todesbotschaft brachte, wie Maria die Gardegrenadiere zurückdrängte, um sich an der Leiche des Ermordeten niederzuwerfen, wie sie der geliebte Alexander beruhigte, und wie sie ihm zu lieb die Ansprüche gerne aufgab, die sie auf die Herrschaft zu haben glaubte.

Alexander und Katharina! ihre milden Züge strahlten in freudiger Aufwallung, als sie des Glückes ihrer Kinder gedachte, auf dem Thron der Kaiser, der ihr immer in kindlicher Liebe ergeben geblieben, und neben ihr die Tochter, bewahrt durch ihre Sorgfalt vor dem Schicksale Marien Luisens, vereint mit dem heißgeliebten Gemahle ihrer Liebe.

Katharina und Alexander! wie hätte ihr mütterliches Herz geblutet, hätte sie weiter sehen können

auf die räthselhaften Schickungen der Vorsehung. Die blühenden Kinder holte der unerbittliche Tod vor der Greisin hinweg, die statt der theuren lieber selbst in die Gruft gestiegen wäre.

Fünfzehn Tage weilte die Kaiserin Mutter bei der theuern Tochter, und fast jeden Tag ihres Aufenthaltes bezeichnete eine Festlichkeit. Auf den Weinhügeln von Kannstadt wurde die feierliche Lese begangen, vier und zwanzig Winzer und Winzerinnen aus allen Ständen begrüßten die Kaiserin Maria die selbst Hippe und Herbstkübel in die Hand nahm und den ersten Weinstock seiner köstlichen Früchte entlud. Selbst der Nekar hatte sich schön herausgeputzt zu dieser herzigen, ländlichen Feier, und als Abends von der Bellevue aus die Namenszüge der Kaiserin in Brillantfeuer herüberglänzten, standen auch schon die reichbewimpelten Schiffe auf ihm und die Brücke über ihm in dem Glanze zahlloser Lampen.

Die Pflichten der Pietät und Wohlthätigkeit vergaßen aber Mutter und Tochter nicht in den Freuden der Festlichkeit. Maria fuhr hinüber nach Ludwigsburg, der Schließer mußte die Thüre öffnen zur Gruft der Ahnen, und dort warf sie sich nieder,

im Gebete den Schutz und Segen der Hinübergeschiedenen zu erflehen. Oft sah man sie mit Katharina die Anstalten besuchen, die der rege Eifer, wohl zu thun, hervorgerufen. Das sind schöne Erinnerungen, die sie da zurückgelassen.

Charakteristisch für Mutter und Tochter sind die Aeßerungen, die von Beiden bei ihrem Besuche in der Kinderbeschäftigungsanstalt berichtet werden. Die Kaiserin, die den Armen Paläste baute, meinte, als sie das schlichte Haus betrat, die dürftige Gestalt des Gebäudes ließe sich nirgends verkennen. Die Königin mit ihrem praktischen Sinne entgegnet darauf: Lassen wir das gut sein; bedarf es hier des Schmuckes und des Glanzes? Diese Kinder sollen an Einfachheit gewöhnt und in der Demuth auferzogen werden; dazu mag denn auch die Wohnung stimmen.

Ihr zu Ehren führt die Beschäftigungsanstalt in der Gartenstraße bis zur Stunde den Namen:

Marienpflege.

8. Das landwirthschaftliche Institut.

Mariens Besuch war das letzte Ereigniß in dem Lustschlosse Hohenheim. Kaum ein Jahr darnach, und es hat aufgehört zu sein. Kein zündender Blitz hatte es in Asche gelegt, keine Schaar wilder Feinde es zerstört, auch nicht die Habgier moderner Industriellen Bausteine abgetragen und Balken herausgezogen, um sie auf den Markt zu bringen — nein, freiwillig hat Hohenheim den Schmuck des Höflings abgelegt, um einem edleren Zwecke, als dem des Vergnügens zu dienen.

Sehen wir uns um auf dem weiten Plane der königlichen Domäne: heute ist kein Festtag wie damals, wo Karl Friedrich durch diese Fluren ging; und dennoch dringt von überall her das Geräusch des Lebens und der Geschäftigkeit zu unseren Ohren. Nicht Kammerherrn in Römerkleidung, nicht eine Hofdame im seidnen Schäfergewande, kein Mönch und kein Derwisch wird uns begegnen. Jene kräftigen Gestalten, die dort hinter dem

flandrischen Pflug hergehen, sie sind, was sie scheinen, Landleute. Die hier in dem Obstgarten arbeiten, Jünglinge, wohl manchmal noch aus edlerem Geschlecht, als jene Höflinge, sind von fernher gekommen, um hier sich dem Studium der Agrikultur zu widmen. Die Mühle ist nicht wie sonst eine Theatermühle, die zum Scherz klappert, in den Milchkammern prangen keine Majolikagefäße, dagegen muß nicht erst die Butter heraufgebracht werden, um hier Parade zu machen. Hört ihr das Brüllen der schönen Schweizerkühe, seht ihr die kräftigen Pferde aus Holland, die feinbewollten Merinoschafe, hier die Seidenspinnerei, drüben die Modellkammer, auf der andern Seite den botanischen Garten — wer möchte die Zeiten zurückwünschen, wo Karl mit seinem Hofe hier verweilte, und Schäferspiele aufführen, zum italienischen Jahrmarkte die Nacht durch Tausende und Tausende von Lämpchen erhellen ließ?

Diese Anstalt ist ein schöner Zoll, der unserem Jahrhunderte gebracht wird. Sie zeigt uns einen Fürsten, welcher erkannt hat, wie das Glück des Landes aufgebaut werden muß, soll es nachhaltig sein, sie zeigt uns Männer aus allen Ständen, die, wie Cincinatus, es für keine Schande halten, den Pflug in die Hand zu nehmen. Die einst das

Leben trennen wird in die verschiedensten Ständeklassen, die vielleicht einst unter sich selbst in Bezug kommen als Herr, Aufseher, Diener — hier sind sie gleich in der Pflege der Natur und der köstlichen Gaben, die sie dem Menschen schenkt.

Die Geschichte hat über diese Wandlung nur wenig zu berichten; die Gegenwart bietet dafür eine Fülle von interessanten und belehrenden Gegenständen.

Im Jahre 1817 gründete das Königspaar eine land- forstwirthschaftliche Anstalt zu Denkendorf, einem in der Nähe Hohenheims, gleichfalls an der Kersch gelegenen Orte. Die Anstalt erwies sich für die zu verfolgenden Zwecke zu klein, und zwei Jahre darauf — Katharina war bereits in ihr Grab gesenkt worden — wurde Hohenheim dafür bestimmt. Im Herbst 1819 ward diese großartige Musteranstalt von dem damaligen Direktor von Schwerz eröffnet. Die Ackerbau- und eine Gartenschule sind später mit dem Institute vereinigt worden.

Der ehemalige Palast Karls ist auch jetzt von Besuchern keinen Tag leer. Besonders aber an dem Stiftungsfeste wimmelt es von Fremden, die, den Festlichkeiten beizuwohnen, gekommen sind. Die

Flaggen der verschiedenen Nationen und Reiche, denen die Studenten angehören, flattern dann lustig durch die Lüfte, und bewundernd gewahrt der schwäbische Landmann, wie weit Mancher herbeigereist, um das zu lernen, was ihm unentgeltlich oder doch mit wenigen Kosten kennen zu lernen gestattet ist.

Im Schlosse ist nun Alles für die Zwecke des Institutes benützt. Oben ist der Boden für die Sämereien; kunstvoll aufgeschichtet liegen da die Schätze, welche, wenn erst der Erde übergeben, die reichsten, lohnendsten Zinsen tragen. Von da geleitet eine Treppe in die Stallungen und zur Seidenrauperei. Weiter führt der Weg zu dem Modellsaale, den land- und forstwirthschaftlichen Geräthen, und den naturhistorischen Sammlungen. Dann gelangt man zu dem Fohlenhof, den technischen Werkstätten, dem Ackergeräthmagazin, der Käserei und der Fabrik für Agrikulturinstrumente.

Auch von hier darf man nicht scheiden, ohne einen Blick auf die Gegend geworfen zu haben. Wir überlassen es einer schönen Dichtung Schwabs, die reizende Aussicht zu schildern, die sich hier vor dem Schauenden ausbreitet.

Ganz ferne dort zur Linken
Im ros'gem Abendschein,
Seh' ich ihn duftig winken,
Den hohen Rosenstein.
Gesang! vorüberschwelle
An seiner Felsenkluft,
Mit leuchtender Capelle
Der fromme Rechberg ruft.
Ich spend' ihm ein Gebete;
Bereitet und erbaut,
So schau' ich nach der Stätte,
Wo Hohenstaufen graut,
Von Klängen und von Bildern
Wird mir da mächtig bang,
Man sänge, sie zu schildern,
Wohl ein Jahrhundert lang.
Vorüber nun an Bergen
Durch manche Namen groß,
Die, ein Gefolg' von Särgen,
Umlagern dieses Schloß.
Durch Höh' und Thäler flüchtig,
Bis zu dem scharfen Eck':
Dort aber steht gewichtig
Die herzogliche Teck.

Man hat dich lassen schleifen,
Vergess'ner Waffensaal!
Wie neuerbaut, o Neuffen,
Glänzst Du im Sonnenstrahl!

Aus der Gebirge Kerkern
Schaut Urach ernst herab,
Mit den zerstörten Werkern,
Mit seines Dichters Grab.

Wie schmiegt der Bäume Wipfel,
Wie Rebe sich und Halm
Um Deinen schlanken Gipfel
Du herrliche Achalm!

Doch Blick und Lied in vollern,
In schnellern Bahnen zieht!
Das ist ja Hohenzollern,
Was noch so sonnig blüht!

Der Staufen ist gesunken
In abendliche Nacht,
Du aber stehst noch trunken
Von königlicher Pracht!

Württembergische Lustschlösser.

IV. Das Seegut.

Das Seegut.

Unweit Eglosheim, eine Stunde von Ludwigsburg, mit dem es durch Alleen verbunden ist, breitet sich der Park aus, erhebt sich das Schloß, das nun den Namen Seegut trägt. Kein wechselvolles Schicksal, aber steten Wechsel des Namens zeigt uns seine Geschichte. Seeschloß hieß es unter Herzog Karl, Monrepos unter König Friedrich. Der Herzog ließ es unvollendet, ein Bruchstück, das seine Laune aufgegeben, nachdem die Solitude und Hohenheim ihm einen größeren Spielraum gewährten. Der König erhob es auf einige Zeit zu seinem Lieblingssitze, und jetzt dient es größten Theiles den Zwecken, denen Hohenheim sich geopfert.

Sein Erbauer ist Guepière, und 1767 das Jahr in welchem es begonnen wurde. Mitten unter den Stürmen des französischen Krieges ward es auf Friedrichs Geheiß von Thouret vollendet. In dieser schweren Zeit fand der König noch Muße und Geld genug, diesen kleinen Lustsitz mit Eleganz und fürstlicher Pracht

ausstatten zu lassen. Ein Taschenbuch, das in jenen Tagen erschienen, gibt uns sogar den Grund an, weshalb er es that: „mancher Landmann, mancher verdienstvolle Handwerker würde der nächsten Zukunft mit bangem Herzen haben entgegen sehen müssen, wenn sich hier nicht eine wohlthätige Quelle eröffnet hätte, wodurch so viele hundert Hände Tag für Tag Beschäftigung und reichlichen Lohn finden."

Monrepos hieß er es: Ruhe und Erholung wollte er hier finden von den Mühen der Staatsgeschäfte, dem Zwange der Repräsentation. Aber auch König Friedrich war kein Charakter, der sich und Andern Ruhe gönnte. Hier, wo er seinen Purpur abwerfen, seinen Launen ganz freien Lauf lassen durfte, war noch weniger als in Stuttgard daran zu denken, daß Gleichmuth und Zufriedenheit in den Kreisen herrschte, in denen er zu befehlen hatte, oder daß er gefunden, was ihn schon deshalb floh, weil er es mit seinem gewöhnlichen Ungestüm suchte.

Ein alter Mann, von militärischem Aussehen wartet an der Thüre des Schlosses; gesellen wir uns zu ihm. Vielleicht, daß er Monrepos kannte, als Feste und Theater es belebten, und manches Geschichtchen, das die Zeit verweht hat, blieb vielleicht in seinem Gedächtnisse hangen.

„Führe uns, Alter! Zeige uns den Park und das Schloß.“

„Kommen Sie, meine Herrn! Ich kenne es lange genug, um bei Nacht und Nebel Weg und Steg hier zu finden. Das Inselchen da mitten im See hat eine gothische Kirche; die wurde von Hohenheim herübergeschafft, und das Lustgehölze, das hat der selige Herr erst anpflanzen lassen.“

Das mochte wohl manche Schwierigkeiten gemacht haben.“

„Schwierigkeiten?“ der Mann sah uns spöttisch an. „Für den seligen Herrn gab es keine Schwierigkeiten. Auch das Wort „Warten“ konnte er nie recht leiden. Anfangs wollte allerdings die Anlage nicht vorwärts, die Bäume nicht Wurzel fassen, und man verzweifelte schon, daß es dem König so schnell und so gut gemacht werden könne, als er verlangt. Aber da hat er so was von Asperg fallen lassen und sich hoch und theuer vermessen, es müsse so sein, und als sie ihn so wüthend gesehen, und seine Drohungen hörten, fürchteten sie sich, und zuletzt ging's auch.

„Fahr' uns über.“

„Steigen Sie ein, meine Herrn! Sonst wohl gab es mehr Fahrzeuge und Gondeln hier, und auf einigen hatten wir sogar schweres Geschütz, wenn

es den Herrschaften einfiel, eine Kanonade zu eröffnen.“

„Was die Schwäne so schön um das Schiffchen herumschwimmen!

„So. Jetzt wollen wir hinaufklettern zu der Kapelle; das Altarbild ist von Lukas Kranach!“

„Wo sind denn die zwei Höhlen?“

„Hier unten; in der einen sind römische Altäre, in der andern — doch das ist jetzt auch nicht mehr.“

„Nun?“

„Da war ein ganzes Vehmgericht, oder wie die Herrn sagten, eine geheime Versammlung der Templer. Zwölf Ritter saßen um einen Tisch herum, alle mit weißen Mänteln, auf denen vorn ein rothes Kreuz angenäht war; einer hatte eine Schrift vor sich, an den Wänden hingen Rüstungen, auf dem Tische lag ein Schwert, und in der Mitte derselben stand ein Kreuz und ein Todtenkopf. Ein gelbes Licht erleuchtete die Höhle, vor der zwei Knappen Wacht standen. Das war schauerlich anzusehen. Aber die Eremitage, meine Herrn, wenn sie die sehen wollen, die ist noch vorhanden.“

„So zeige sie uns!“

„Hier treten Sie nur in das niedrige, aus Baumrinden und Moos gefertigte Hüttchen; der Einsiedler

wird schon seine Schuldigkeit thun. Sehen Sie, so wendet er sich immer um, wenn Jemand kommt, nimmt seine Brille ab, und sieht ernsthaft und unwillig über die Störung den Besucher an. Dort der kleine Altar von Muscheln, das Tischchen, sein Mooslager und das Glockenseil, mit dem er die Nachbarn zur Andacht ruft, ist das ganze Geräthe. Doch nun wollen wir zur Amorsinsel. Jetzt freilich ist nichts mehr darauf zu sehen, aber früher war hier ein Tempel des Liebesgottes mit dem Bildnisse Amors von unserem Dannecker — hab ihn recht gut gekannt, den Dannecker, er war oft genug haußen bei unsern Herrschaften — und unten stand in goldner Schrift ein französischer Vers. Warten Sie, als das Alles weggeschaft wurde, hab ich mir es abgeschrieben: So da!"

Und wir lasen Voltaire's bekannte Verse:

Mortel quelque tu sois, vois ton maitre,
Il l'est, le fut, ou doit l'être.

Auf dieser Insel hat der selige Herr gewöhnlich gespeist, wenn er hier war. Ja, meine Herrn, ich habe ihn in mancher Laune gesehen, den verstorbenen König. Wenn man ihn so lachen und scherzen gehört mit seiner lustigen Gesellschaft, hätte man nicht geglaubt, daß er wieder so hartnäckig

sein könnte. War er aber einmal im Zorn, oder wollte ihm Jemand nicht seinen Willen thun, da galt ihm Alles gleich, und wenn es sein eigner Sohn gewesen. Knapp genug hatten's die Prinzen, es ist mir oft genug erzählt worden, und in Allem waren sie so streng unter des Vaters Kommando, daß es kein Kind im Dorfe schärfer haben konnte. Der Kronprinz aber wollte sich nicht immer so fügen in des Vaters Launen; da ging der Verdruß herüber und hinüber, und eines Morgens hieß es, der Kronprinz sei über Nacht nach Wien abgereist. Die Hofherrn hatten auch viel vom Seligen zu leiden; die ersten Adeligen des Landes behandelte er so mir nichts, dir nichts, und Hergelaufene aus Meklenburg wurden vorgezogen vor den Landeskindern. Und wenn er's so den Vornehmen machte, da können Sie sich denken, wie es da unser Einem manchmal ging, wenn man ihm gerade während seines Zornes in den Wurf kam.

Dem Manne mußten düstere Erinnerungen vor seinem Geiste vorüberziehen, und auch uns führte seine Erzählung das Bild Friedrichs Wilhelm wieder aus der Gruft herauf. Der Herzensgüte dieses Fürsten, seinem Gerechtigkeitssinne stand sein unbeugsamer despotischer Wille grell gegenüber; doch der Wahrheit ihr Recht, manch-

mal zeigte sein fester Wille von Muth und Grundsätzen, die in der damaligen bewegten Lage des Vaterlands nur zu bewundern waren. Vielleicht war es hier, wo Friedrich den Antrag Napoleons, die portugiesische Krone anzunehmen, und Würtemberg dagegen abzutreten, entschieden zurückwies. Vielleicht war es hier, wo er Energie genug besaß, um seinerseits jede Unterstützung zu dem spanischen Feldzuge zurückzuweisen.

Und als ob der Alte in unsern Gedanken gelesen, fuhr er mit seinen Geschichten weiter: Die Soldaten, die Soldaten! Freilich damals war's nöthig, aber gerade gings nicht immer her. Wenn er so manchmal von Ludwigsburg daher fuhr, und die jungen Bursche, die ihn zu Pferd begleiteten, konnten nicht recht nach — Rutsch, das ging wie der Wind; die selige Königin fuhr aber nicht mit, sie sagte immer, sie könne es nicht vertragen, später, als die Majestät todt war, habe ich sie aber auf einmal eben so schnell fahren sehen, — und sage ich, wenn da so ein hübscher Bursche nicht recht fortkommen konnte, rief er aus seiner Kutsche heraus: der muß reiten lernen, marsch mit ihm, unter die Soldaten.“ Wie das die Andern hörten, nahmen sie sich zusammen, und Einer der sprengte dahin, daß es ein

Vergnügen war. Auf einmal hieß es aus dem Kutschenschlag heraus; „Der reitet süperb, das gibt einen trefflichen Cavalleristen; fort mit ihm in die Kaserne!“ Da stand ihnen denn der Verstand still; wie sie's machten, sie mußten zweierlei Tuch anziehen.“

Einen Gang zur Maierei! Schon unter König Friedrich konnte der Freund der Landwirthschaft auserlesenes Schweizervieh hier finden, und seit dem jetzigen Könige wurde sie noch erweitert.

Nun jetzt wollen wir in das Schloß selbst eintreten. Ziemlich tief gelegen, gewährte es keine so reizende Aussicht, wie die Lustschlösser, die wir bereits kennen gelernt haben. Neben der Auffahrt ruhen zwei kolossale Löwen, die von Stuttgarder Künstlern gefertigt sind. Eine coupirte Terasse läuft um das ganze Schloß herum, und zeigt auf ihrem Gesimse eine Menge von Skulpturarbeiten. An den vier Ecken stehen die Standbilder der vier Jahreszeiten. Der Palast selbst enthält nur neun Zimmer und einen großen Saal, der durch ein besonders gelungenes Deckengemälde von Guibal geschmückt ist. Zudem ist jedes der Zimmer mit vielen Kunstwerken geziert. Die vorzüglicheren davon rühren alle von Württem=

berger Meistern her: Marius auf den Trümmern Karthago's von Hetsch, ein Basrelief von Scheffauer und eine Statue König Friedrichs von Dannecker.

„Diese Handarbeiten," knüpfte unser Führer, welcher fortwährend seinen Ciceronedienst verrichtet, an, „diese Handarbeiten rühren theilweise von der Königin Mathildeher — Gott habe sie selig, 's war eine brave Frau, — theilweise von der Königin von Westphalen.

„Und nun wären wir fertig, meine Herrn, wenn Sie nicht etwa den Park noch sehen wollen. Sonst gab es hier noch ein Festingebäude und ein kleines Theater. Da gleich vis-à-vis vom Schlosse stand das eine, und dort daneben das Theater, man konnte von dem einen in das andere. Von dem Theater ließe sich so Manches erzählen?"

„Mehr, als Du weißt, Alter, denn dieses Theater besteht länger, als du am Hofe bist.

„Seit 1808 steht es hier und früher —

„War es in Grafeneck; dahin zog Herzog Karl anfangs Jahr für Jahr, bis er auf einmal das Schloß für immer mied, und gar nichts mehr davon hören wollte. Eine seiner Jugendverirrungen soll diese plötzliche Abneigung in ihm hervorgerufen haben. Während seines Aufenthaltes in Grafeneck mußte

der halbe Hof, Sänger und Musiker, Köche und Heiducken Alles anwesend sein, und das alte aus dem dreizehnten Jahrhundert stammende Grafenschloß mit seinem neuen von Herzog Karl erbauten, wurde dann auf einmal der Sitz aller der Freuden und Vergnügungen, wie sie jener genußsüchtige Fürst nur immer liebte. Musikchöre erweckten mit anmuthigen Melodien die Schäfer; Spaziergänge und ländliche Tänze kürzten den Vormittag. Nach der ausgesuchten Tafel begann die Jagd oder das Spiel, und ein Ball beschloß den Tag."

„Ja unter Karl Herzog ging's hoch her, das muß schön gewesen sein," meinte der Invalide; „habe aber hier in Monrepos auch so Manches gesehen, wobei man gleichfalls Augen und Ohren aufmachte, so weit man konnte. Erstens war einmal Kaiser Napoleon hier; es war 1807, o ich kann mich noch erinnern, als ob's heute gewesen wäre. Das war ein Mann! und wie glänzend da Alles am Hofe war! Später, anno fünfzehn — die Unsrigen waren schon mit dem Kronprinzen einmal in Paris — waren die Aliirten hier. Die hohen Potentaten sahen hier eine spanische Oper mit an und zuletzt wurde eine Brücke erstürmt,

Reiterei sprengte an, mit Kanonen wurde geschossen, ganz als ob man sich auf einem Schlachtfelde befände."

„Du hast Recht, Alter, damals war Spontinis Oper, die Eroberung von Mexiko, das Stück des Tages, und mit ungewohnter Pracht ging es über die Bretter. Die Rückwand des Theaters ward abgerissen und etlichen hundert Reitern offener Spielraum auf der Bühne gegeben. Die künstlerische Ausführung soll jedoch hinter der Ausstattung zurückgeblieben sein; die Namen Häser, Krebs und Lembert brillirten damals."

„Was das anbelangt, der alte Friedrich konnte sie schon zu Paaren treiben." Er wandte manchmal ein gutes Stück Geld auf das Theater, und — ich verstehe zwar nichts davon — auf die Schauspieler, aber Ordre mußten sie pariren; habe mehr als einmal zugehört, wenn er Befehl gab, den einen oder den andern auf die Wachtstube setzen zu lassen. Die Wachtstuben waren überhaupt seine Liebhaberei, und am Schluß muß ich ihnen doch noch eine Geschichte erzählen, während wir in den Park gehen. Da in der Gegend von Stuttgard herum wohnte eine Wittwe mit ihrem einzigen Sohn, der sie ernährte, und sie liebte, wie wir gemeinen Leute, die wir oft nichts weiter auf der Welt haben, nur lieben können. Aber

es waren Kriegszeiten, und auf einmal hieß es: „Marsch, mit fort in die weite Welt!“ Alles half nichts; die Mutter ging vergebens in die Stadt und bettelte bei den Offizieren; da kam ein guter Freund, dem die Sache wehe that, und der schon lang sein Glück bei der Trommel probiren wollte, der stellte sich, nun für den Ausgehobenen einzustehen.“

„Nun was weiter? darauf wurde der Sohn frei?“

„Nein, der König meinte, wenn der Bursche so sehr Lust zum Soldatenwerden hat, so soll er nun auch mitziehn und nahm sie beide,“ antwortete der Greis dumpf in sich hinein und zerdrückte eine Thräne in seinem Auge.

Württembergische Lustschlösser.

V. Bellevue und Rosenstein.

Bellevue und Rosenstein.

Auf einer reizenden Höhe zwischen Stuttgard und Kannstadt erhebt sich das geschmackvolle Lustschloß Rosenstein. An derselben prangte einst Bellevue, die ältere Schwester, weiter oben wird nun bald ein neuer Lustsitz emporsteigen. Dieses elegante Kind der Gegenwart sieht freundlich in das freundliche Thal hernieder, und zufrieden und vergnügt geht Landmann und Bürger vorüber, denn keine Thräne haftet an diesen Steinen, kein Frohndienst hat die Mauern gefügt. Von keiner Grävenitz wurden sie hervorgerufen, nicht von einem Süß befleckt, nicht von Montmartin geschändet; lächelnd sitzt die Geschichte in den blühenden Anlagen, und wenn wir sie um ihre Gaben fragen, so bietet sie uns ein Körbchen voll Rosen. Ihre Hand weist freudig und zufrieden hinüber, wo das neue Stuttgard sich schön emporhebt, hinunter, wo das liebliche Kannstadt mit seiner Najade und dem Gewimmel ihrer Besucher sich gelagert hat, oder hinab, wo das Wunderkind

der Gegenwart, das Dampfroß, Feuer sprühend, und rasch wie das gespenstige Pferd Leonorens vor und unter dem Rosenstein hinweg braust.

Aber doch ganz ohne Schmerz ist auch die Erinnerung dieser Stätte nicht. In dem Körbchen blühender Blumen ruht auch ein Kranz von weißen Rosen, eine Todenkrone. Er deutet auf Katharina, eine der besten Fürstinnen, eine wahre Mutter ihres Landes.

1. Bellevue.

Ein eigenthümlicher Zufall wollte, daß das Lustschloß, in welchem König Wilhelm so viele heitere und schwere Tage des Schicksals zubrachte, zu einer Zeit begonnen wurde, in welcher der damalige Kronprinz in das öffentliche Leben übertrat. Die ersten Bauten auf dem Kahlenstein, oberhalb der Bellevue, fallen in die Frühlingsmonate des Jahres 1814, und zur selben Zeit focht Wilhelm, der sich in diesen schweren Tagen der Gefahr seinem Vaterlande nicht länger entziehen wollte, an der Spitze seiner Württemberger in Frankreich.

Ein leichter Pavillon, so war damals der Plan,

sollte zum Genusse der reizenden Aussicht auf dem Kahlensteine errichtet werden, eine neue, schöne, in vierfacher Abtheilung dahinlaufende Straße sollte den Hügel mit den königlichen Anlagen in Stuttgard und Kannstadt verbinden. Während diese Pläne gefaßt wurden, hatte der Kronprinz mit einer Reiterschaar Epinal genommen, — fast hätte hier eine Kugel die Hoffnungen Württembergs vernichtet — war in Chaumont eingedrungen, hatte Bar sur Aube erobert, die Ehre des Tages von Brienne mit dem Marschall Wrede getheilt, und unter blutigen Kämpfen Sens erstürmt. Ein ruhmvoller Rückzug war der bei Montereau und ein schöner Sieg die Schlacht bei Arcis. La Fere Champenoise und Paris waren andere Blätter in dem Lorbeerkranze, der sich um Wilhelms Heldenstirne schlang.

Schon standen einige der Anlagen, als über Stuttgard der Freudentag heraufstieg, der den ruhmbedeckten, vielgeliebten Kronprinz in die Mauern der Hauptstadt zurückführte. Von dem Kahlensteine herab konnte man schon vom frühen Morgen des 13. Juli die Massen der Wanderer bemerken, die hinaus auf die Straße geeilt waren, um den geliebten Königssohn etwas früher begrüßen zu können. Sein Zug von Heilbronn nach Stuttgard glich dem

Triumphzuge eines Siegers, und war doch wieder darin von ihm unterschieden, daß nicht Furcht vor dem Eroberer, nicht die Angst vor einem kriegssüchtigen Fürsten die Huldigung hervorrief, die hier freiwillig und sichtbar aus offenem Herzen gespendet wurde.

„Endlich naht der längst Ersehnte!
Als die Botschaft süß ertönte,
Eilten Mann an Mann geschlossen,
Reiter hin auf stolzen Rossen.
Mit der Bürgerreih' im Bunde
Harrend nun der schönen Stunde.
Alles war in Lust verloren,
Und die Hauptstadt vor den Thoren."

sang ihm Haug entgegen; die berittene Bürgergarde dieses altehrwürdige Corps, immerdar in Freude und Schmerz um seinen Fürsten geschaart, wie wir es schon unter Ludwig Eugen kennen gelernt, fehlte auch heute nicht. Mädchen überreichten einen Lorbeerkranz.

„Nimm von uns, was wir dir reichen,
Diesen Kranz, des Ruhmes Zeichen,
Seine Farbe frisch und schön,
Wird die Zukunft nicht verweh'n.

Ein langer Zug Weingärtner, leicht geschürzt, mit Bändern in der Farbe der Hoffnung umflattert, geleiteten den Wagen durch die festlich geschmückten Straßen bis zum Schlosse, und wahrlich! Wilhelm rief ihnen nicht entgegen, was einst Friederike Sophie den Winzerinnen: „Was will das Geschmäß?"

Erst spät in der Nacht erlosch der Glanz der Lichter, die zu Ehren des Festes die Straßen Stuttgards erhellten. Und dennoch, wie laut der Jubel auch erklang, er, dem er galt, sie, die an seiner Seite saß, konnten im Freudengewirre den Kummer, der sie bedrückte, nicht beschwichtigen. Der äußere Zwang, der sie zusammengeführt, hat sie verhindert, sich zu lieben. Wer kann in die Tiefen der menschlichen Brust blicken, um geheime Regungen, Sympathien und Antipathien erklären zu wollen, die aus einem Reiche stammen, das wir nie und nimmermehr ergründen werden! Zwischen dem Kronprinzen und der Kronprinzessin hatte sich seit den ersten Tagen der Ehe eine Kluft gebildet, die die engelgleiche Sanftmuth, die unveränderliche Güte Charlottens nicht auszufüllen vermochte. Bald nach des Kronprinzen Ankunft schied sie aus Württemberg, um zu ihrem Vater zurückzukehren, nicht ohne die höchste Achtung ihres früheren Gatten mit hinweg zu

nehmen. Ein schönes Zeichen für die Gesinnung, die beide auch nach der Trennung gegen einander hegten, ist die Aeußerung, die ihrem früheren Gemahle entschlüpfte, als er die Nachricht der Erhöhung Charlottens zur Kaiserin von Oesterreich vernahm:

„Ach nun werde ich einen Freund mehr am Wiener Hofe haben.“

Ein glücklicheres Verhältniß hatte sich bereits geknüpft, als die Bellevue vom Könige dem Kronprinzen zum Geschenk übergeben wurde.

Im Wonnemonat des Jahres 1816 bezog er mit der Gemahlin seiner Wahl Katharina, Maria Feodorowna's Tochter, die er eben erst aus Petersburg heimgeführt, den lieblichen Sitz am Kahlenstein.

Es mochte ein wonniges Gefühl gewesen sein, als das hohe Paar nach so vielen Stürmen des Schicksals sich endlich vereinigt sah. Wie er erst einen andern Ehebund hatte lösen, so hatte auch bei ihr das Schicksal trennen und hinwegräumen müssen. Hatte sie doch einst dem Manne angehören sollen, der später ein Spielball des Glückes, ein neuer Prometheus an den Felsen Helena geschmiedet worden. Kaiser Alexander begünstigte die Werbung und wäre es nicht ein so gehorsamer Sohn gewesen, sie hätte hinüberziehen müssen nach Paris, erst um-

kleidet mit kaiserlicher Macht, bald aber die Angehörige eines Gefangenen. Allein Maria antwortete ihrem Sohne: „Ich habe sie schon dem Prinzen von Oldenburg zugesagt" und der Sohn fügte sich, die Tochter zeigte nicht Lust, die glänzendste Krone, die Europa bot, anzunehmen, um einem Eroberer anzugehören, der unter dem Donner seiner Schlachtfelder, unter den Berathungen seines Kabinets keine Zeit finden konnte, für die traute Stimme der Liebe.

In Twer hielt sie mit ihrem Gemahle Hof, den die Süßigkeit des Wohlthuns und die Freuden eines glücklichen Familienlebens verschönerten. Am Todenbette eines nervenkranken Kriegers, — denn der menschenfreundliche Prinz besuchte die Hospitäler und brachte Aerzte und Linderung den Siechen und Bedürftigen — holte sich Georg von Oldenburg den Tod.

Im Jahre 1813 hatte der Kronprinz die schöne und geistreiche Großfürstin kennen gelernt, und als im Jahre 1814 sie sich in Paris wieder gesehen, hatten die Fäden der Sympathie sich bereits enger zu knüpfen begonnen. Auf dem Congresse zu Wien waren die Geständnisse gegenseitiger Liebe schon ausgetauscht.

In den dunkeln Alleen des Praters, an dem Ufer der majestätischen Donau konnte man sie oft in vertraulichen Gesprächen erblicken, und auf einem Balle, den der Kaiser seiner Schwester, der theuern Vertrauten seiner Pläne und Besorgnisse gegeben, trat das Geheimniß ihrer Liebe in die Welt. Oft wohl mögen die Mauern der Bellevue Erinnerungen und Züge aus den Begebenheiten jenes Abends vernommen haben. Freut sich doch die Liebe wieder und immer wieder, auf den Pfad zurückzusehen, den sie einst unter Lust und Schmerz zürückgelegt, und keine der Blüthen läßt sie vertrocknen, die sie auf ihrem Wege gefunden.

Es war in dem Salon des Fürsten Raßumowski, wo der Kaiser vor den vereinten Monarchen alle maskowitische Pracht zu Ehren Katharinas entfaltet hatte. Nach der Polonaise war ein russischer Tanz, eine ausdrucksvolle Pantomine, ausgeführt worden, und auf ihn die malerische Masurka gefolgt. Den Scherz zu vermehren, hatte man eine Lotterie veranstaltet, und jeder durch das Loos begünstigte Cavalier mußte mit dem Gewinne, seiner Dame seine Huldigung darbringen. Ein kostbarer Zobelpaladin fiel dem Kronprinzen von Württemberg zu, und er beeilte sich, der Königin des Festes, das Geschenk

Fortunas zu überreichen. Da löste Katharina die Schleife, die das Bouquette an ihrem Busen befestigt hielt und reichte es ihrem Ritter. Ein freudiges Gemurmel ging durch den Saal, und was schon längst Niemand mehr ein Geheimniß war, wurde hiermit feierlich erklärt.

Die Kronprinzessin wurde allgemein verehrt, die Königin fast angebetet. Katharina mit ihrem scharfen klaren Verstand, der alles Gemeinnützige erfaßte und den Verhältnissen anzupassen wußte, die mit ihrem liebevollen Herzen, das an keinem Leiden theilnahmlos vorüberging, war eine wahrhafte Mutter ihres Landes. Ueberall helfend, war sie in den Hungerjahren 1816 und 1817 der Noth des Landes so mächtig schützend entgegengetreten, daß man nicht weiß, was man mehr bewundern soll, die Energie ihres Geistes, oder den Reichthum ihres Gemüthes.

Das Beispiel des Schönen auf dem Throne wirkt mächtig, fördernd, und ihren Worten: „Die Frau soll helfen, es ist das ihr hoher Beruf in der menschlichen Gesellschaft,“ ihrem Vorbilde, die selbst nicht verschmähte, in das geringe Haus des Dürftigen einzutreten, folgten Frauen und Jungfrauen im Lande, und Nackte wurden gekleidet,

Hungernde gespeist, Obdachlosen eine Wohnung, Kranken Pflege gewährt.

„Aber die Gabe als Almosen hingereicht, verletzt und kränkt den, dem Ehre im Busen wohnt, verdirbt vollends den, dem Betteln zur Gewohnheit geworden.“ So dachte Mathilde, so dachte Katharina.

„Arbeit verschaffen,“ sprach die königliche Frau, „hilft mehr als Almosen geben. Es ist nöthig, so manchem Staatsbürger die Mittel zu gewähren, ohne Verletzung des Ehrgefühles sein Leben nicht nur zu fristen, sondern auch nützlich hinzubringen“ — und aus diesem Gedanken entsprangen die Arbeitsanstalten, die sich bald über das ganze Land verbreiteten.

Ein Hauptaugenmerk des großartigen Wirkens der Königin war die Erziehung. Eine musterhafte Armenschule wurde unter ihrer Leitung gegründet, und für die gebildeten Stände eine größere Töchterschule errichtet. Aber nicht zu Salonfiguren, hochauffrisirten Kleiderpuppen, oberflächlichen Schwätzerinnen, die in drei, vier Sprachen ihre Fadaisen zu Markt bringen konnten, sollten die Töchter Würtembergs gebildet werden.

„Das Leben“ sagte sie, „hat seine ernste Seiten; für den Ernst des Lebens muß der Mensch erzogen werden. Moralische Kraft ist des Weibes

einzige Stärke, und veredelte Charakterbildung die beste Ausstattung für das Leben in zwei Welten."

Der Plan ihrer Entwürfe und Schöpfungen erweiterte sich immer mehr. Eine Besserungsanstalt für ausgeartete Kinder beschäftigte sie sehr. „Der allgütige Schöpfer läßt alle Kinder mit gleich reinem Herzen zur Welt kommen." Ein allgemeines Krankenhaus, eine Unterstützungsanstalt für rückkehrende Auswanderer sollte erstehen, Sparkassen wurden errichtet, und mit der größten Theilnahme verfolgte sie das Streben ihres Gemahles zu Hebung der rationellen Landwirthschaft. Welch' eine Frau!

Der Himmel rief am 9. Januar 1819 diesen Engel wieder zurück. Ein anfangs unbedeutendes Unwohlsein nahm rasch einen tödtlichen Verlauf. Die unerwartete Trauerbotschaft weckte wahre Thränen des Schmerzes im Palaste wie in der Hütte. Ganz Württemberg weinte an ihrem Grabe.

Und seh' ich auch hier Stein auf Steine bauen
Damit ein spät Geschlecht in fernen Tagen
Von ihrer Tugend ihrer Huld erfahre,
Dann muß ich wohl, was ihr beginnt, Euch fragen.
Und ob dies wohl das Denkmal sei, das wahre
Für unsre Königin, die Königin der Frauen?

Es ist ein Bau zu schauen,
Ein geistiger, den keine Zeit vernichtet,
Den sie aus einfach reinem Herzenstriebe
Noch jüngst nur uns, nur ihrem Volk zu Liebe
Und nun sich selbst als Denkmal hat errichtet,
Dort bauet fort der Nachwelt zum Gedächtniß,
Und ehret so ihr heiliges Vermächtniß.

(Ludwig Robert.)

2. Der Rosenstein.

Seit 1829 hat sich der Kahlenstein mit einem neuen prächtigen Lustschloß geschmückt, und weite Anlagen umgeben ihn nach allen Seiten. Der kahle Stein hat nun auch seinen Namen abgelegt, und ist der That und Bezeichnung nach zum Rosenstein geworden. König Wilhelm weilt gerne und oft hier, und manches Ereigniß der letzten zwanzig Jahre seiner Regierung mag hier seinen Anfang gefunden haben. Aber eine Geschichte der neusten Zeit kann nicht mehr allein aus einem Lustschlosse hervorgehen. Wir müßten hinunter zum Ständehause in Stuttgard, hinüber nach Frankfurt, um den Begebenheiten folgen zu können, welche seit den letzten zwei Jahrzehnten Württemberg bewegten. Blättern wir dafür lieber in den Festkalendern dieser Jahre. Von hier oben kann der Rosenstein herniederschauen auf das Lustgewoge der Hauptstadt und ihre Freudenklänge finden ein Echo in seinen Mauern.

Noch war der Rosenstein nicht ganz vollendet, so sieht er ein Fest in Stuttgard feiern, das den

Erinnerungen vergangener Jahre gewidmet ist. Die dankbaren Enkel begehen am 11. Febr 1828 die Säkulargeburtsfeier von Karl Eugen. Der volksthümliche Herzog war dem Gedächtnisse des dankbaren Volkes nicht entschlüpft, das Schlimme war vergessen, nicht das Gute, das er dem Lande zugefügt. Die Karlsschule hat ihren Saamen auf ein fruchtbares Gefilde ausgestreut; und ob längst die Akademie in den Staub sank, — noch heute trägt ihre Errichtung Blüthen und Früchte.

Am 8. Mai 1839 füllt wieder das Festgewoge einer freudigen Menge die Straßen, Fremde aus dem ganzen Vaterlande sind herbeigeeilt, die deutsche Feier zu begehen. Nicht dem Stifter der Karlsschule gilt es heute, es gilt ihrem berühmtesten Schüler.

Der Platz vor dem alten Schlosse ist mit Menschen übersät, und in Mitte desselben ist ein Denkmal errichtet, dessen Gegenstand uns noch neidische Schleier verhüllen. Jetzt schlägt ein Knabe den Mantel der Statue auseinander, Glocken tönen, mächtig rauscht der Gesang empor — neiget Euch vor Deutschlands großem Dichter, der so lange leben wird im Herzen seines Volkes, als ein Blatt erhalten ist, das Kunde geben könnte von seiner edlen Gesinnung, dem Fluge seines Geistes, dem Wohllaut seiner Sprache.

Zwei Jahre darnach', da tönt ein Freudenklang durch's ganze Land vom Schwarzwald bis nach Franken. König Wilhelm trägt fünfundzwanzig Jahre lang das Scepter und am Tage seines Jubiläums ließ er die Thore der Kerker öffnen; deshalb frohlockt sein Land. Wer ein Auge hat für das Volk, wer zu lesen versteht in seiner Gesinnung, wird einräumen müssen, der Zoll der Liebe, der hier einem Fürsten gebracht wird, ist dem innersten Leben entstammt. Die Hauptstadt hat in Straßen und Gäßchen nur Freude und Jubel angezogen. Hoch prangt die Säule, geschmückt mit den Wappen der vierundsechzig Oberamtsstädte. Ihre Inschriften gelten „dem furchtlosen Streiter in Krieg und Frieden für Deutschlands Ehre und Recht" dem „edlen deutschen Fürsten, der dem Bürger die Hand gereicht zum Landes-Grundvertrag," dem „treusten Freunde und Wohlthäter seines Volkes," dem geliebten König."

Daß ächter Glanz der Krone Reif beschütze
Steigt eine Säule aus dem Boden auf;
Des Volkes Recht ist ihre Felsenstütze,
Des Fürsten Liebe ihr metallner Knauf.

Ein edler Bund vom Grunde bis zur Spitze,
Und dankbar grub es die Geschichte drauf;
Dein Land empfing von Wilhelm Deinem Sohne
Aus freier Hand die freie Bürgerkrone.

sang Dingelstedt so schön als wahr.

Und welch ein majestätischer Zug schreitet da durch die Straßen der frohlockenden Residenz! Weiter und weiter geht er, und man zählt über zehn tausend Theilnehmer; wohl an tausend Frauen und Jungfrauen sehen wir vorüberschreiten, an sechshundert Reiter, dann wieder Wagen an Wagen, hunderte von Fahnen flattern in den Lüften, fürwahr ein seltenes Schauspiel! Da könnt ihr sie wieder sehen, die Stadtreiter, die treue Leibwache ihres Fürsten; ihnen reihen sich die Deputirten der Kreise und Städte an: die Trauben des Neckars, die Tannenzapfen des Schwarzwaldes, der Hopfen der Donau, die Aehre der Jagst künden uns die vier Kreise. Waffengefährten des Königs nahen. Veteranen der alten Regimenter — ein einziges hat schon der Apell des Todes vollständig abgerufen — ziehen unter Fahnen einher, die in den heißen Tagen von Arcis die Tapfern führten. Die Krieger der Jetztzeit schließen sich ihnen an.

Und nun tritt mit Einem Male
Aus der Schönheit Morgenstrahle
Sittsam scheu die Jungfrau dar.

Drei Knaben mit weißseidenen Fahnen geleiten die 250 blühenden Jungfrauen, die aus allen Gauen des Landes zur Verherrlichung des Tages hieher kamen. Ernste Männer, Abgeordnete aus allen Bezirken erscheinen nach ihnen. Ein stattliches Viergespann trägt die Gemeindeverfassung. Nun erscheint ganz Württemberg in seinen Erzeugnissen vor unseren Augen. An die Jünglinge von Hohenheim, denen ein vergoldeter Pflug folgt, schließen sich lange Züge, in denen Alles, was der Boden und der Fleiß des Württemberger hervorbringt, in sinniger Zusammenstellung zur Schau gebracht wird. Eine Festsäule schmückt den Wagen des landwirthschaftlichen Vereins von Laufen. Der fruchtbare Glemsgau sendet einen fruchtbeladenen Kornwagen nebst Schnitter und Schnitterinnen. Die Handelsgewächse des Unterlandes zeigt der dritte Zug. Die Landleute von Vaihingen und seiner Gegend bringen im vierten eine Opferschaale, die aus lauter Früchten gebildet ist. Ein idyllisches Häuschen von Kalw, in dem Mädchen Flachs bereiten und Filderkohl zu Sauerkraut stellt der

fünfte dar. Die Pfalzgränze im sechsten hat den Tabak zu ihrem Repräsentanten gewählt, und Säulen erheben sich von lauter Tabaksbäumen. Eine ganze Weinlese zieht dann vorüber; aus Hopfenreben sehen niedliche junge Mädchen hervor, und herzige Pfullingerinnen tragen Obstkörbchen, Dirnen mit Strohhut und Rechen begleiten einen hoch aufgethürmten Heuwagen. Ländliche Musik ertönt, der Kirchheimer Wollwagen wird wird unter dem Klange der Schalmei und des Dudelsacks einhergeführt und Schäfer und Schäferin bringen blumenbekränzte Lämmer. Und fort und fort bewegt sich der endlose Zug. Alle Landestrachten wandeln vorbei. Die Industrie der Gegenwart mit ihren vielfachen Zweigen zeigt zum Schmucke des Tags die tausend und tausend Werkzeuge, die ihr dienen müssen, die tausend und tausend Erzeugnisse des Luxus und des Bedarfs, die durch sie entstehen. Auch der Handel fehlt nicht, die Künste und Wissenschaften, alle sind durch geschmackvolle Symbole bezeichnet. Die Verfassungsurkunde wird auf einem Kissen von drei Stadträthen getragen; Eine Ehrenwache aus 15 Offizieren der Bürgergarde und Mitglieder der Repräsentantenkammer geleiten dieses Palladium des Landes. Ihnen reihen sich, ein glänzender Anblick,

die Beamten des Reiches in ihren Uniformen an. Unter freudigen Gesängen schließen die Mitglieder der württembergischen Liedertafeln die unabsehbare Schaar.

Gewahrte damals der Rosenstein, wohin er auch blickte, von seiner Höhe nur Freude und Lust, so kamen auch wieder Tage, in welchen er überall ringsum nur bange Besorgniß sah. Die Krankheit hatte, drei Jahre später, den König auf das Lager geworfen, und schon fürchtete man das Schlimmste.

Seht da, die drei schwarzwälder Bäuerlein, die mit ihren Dreispitzern den Schloßplatz in „Schtugert" neugierig betrachten, als ob sie etwas suchten. Endlich haben sie gefunden, was sie wollten: das Haus in dem „der König wohnt." Sie sind eigens auf „Schtugert" gekommen, um ihrer Gemeinde zu berichten, wie es „unsern Wilhelm gehe." Der Portier weist sie in das Zimmer, wo das neueste Bulletin aufliegt. In der Vorhalle begegnen sie einer Dame, die sich nach ihrem Begehren erkundigt: „Mir kommet vom Schwarzwald her Junferle un zu erfahren, wie's nu unsern lieben König geht." Auf die Versicherung der Kronprinzessin der Niederlande, daß der „liebe König" außer Gefahr sei, entgegnet ganz treuherzig einer der Bauern: „Weiß Sie es au gewiß Junferle"

„Freilich“ antwortet die Prinzessin von Oranien „ich bin ja seine Tochter“ „Ha nu jitz ischi's reacht“ riefen die Landleute aus, deß wird ä Freud im Ort sei! Näks für ungut Junferle und Gott behüt uns nu den liebe König.“ Freudig machten sich die Schwarzwälder wieder auf den Weg, und mit Thränen im Auge schaute ihnen die Prinzessin nach.

Aber König Wilhelm hat auch ein Herz für seine Unterthanen. Zeuge hiefür sind so viele Anstalten, Stiftungen und Einzelzüge, daß Ein Schritt in das Württemberger Land Jeden davon belehren muß.—

In edlem Style, ein Werk des Hofbaumeisters Salucci, prangt, einem griechischen Tempel gleich, in Mitte des Parkes, der ihn umruht, der Palast des Rosensteines. Er bildet ein rechtwinkliches Parallelogramm, dessen Hauptfaçaden nach Stuttgard und Kannstadt gehen. Der höhere Mittelbau scheidet es wieder in zwei, Höfe mit Springbrunnen umschließende, Quadrate. In fünf Flügeln, von denen der mittlere und die beiden äußeren von Säulen getragen sind, dehnt sich das Gebäude aus. Die Hauptportiken sind mit Darstellungen aus der griechischen Mythologie geziert. Die kleineren Säulengänge schmücken Medaillons und große Büsten, ebenfalls aus der griechischen Götterlehre. In den

fünfzig Zimmern, welche das Schloß enthält, findet der Besucher manches schätzenswerthe Werk der Malerei und Skulptur. Die große, über hundert Fuß lange und vierzig Fuß breite Gallerie im Zwischengeschoß ist vor Allem der Betrachtung würdig. Sie erhält ihr Licht durch zwölf Fenster und zwei Glasthüren, und von oben durch eine über der Kuppel, in der sich die Gallerie endigt, angebrachte Laterne. Schöne Freskomalereien von Gutekunst schmücken diese Kuppel; der Fries, welcher mit Reliefs von Weitbrecht geziert ist, wird von sechzehn Säulen getragen. Der Speisesaal zeigt Freskomalereien aus der Mythe des Dyonisos nach Skizzen von Dieterich.

Der Park, der sich gegen die Brach hinzieht, hat, in Gestalt eines unregelmäßigen Dreiecks, einen Umfang von ungefähr einer Stunde. Er steht mit den Anlagen von Stuttgard auf der einen und mit Kannstadt auf der andern Seite in Verbindung.

Herrlich ist die Aussicht von dem Schlosse; weithin trägt der Blick von der Höhe. Vorn zeigt sich Kannstadt, und das gesegnete Neckarthal können wir aufwärts bis nach Eßlingen überblicken. Die Ruine von Teck und die Berge der Alb schließen den Hintergrund. Auf der entgegengesetzten Seite bietet sich das lebendige Bild der Residenzstadt dar, die

aus großen Baummassen hervorragt, umgeben von freundlichen Bergen. Rebenhügel, schöne Dörfchen, fette mit Fruchtbäumen oder Weiden bepflanzte Wiesengründe gewahrt unser Auge auf den andern Seiten. Unter dem Rosensteine hindurch aber hat der Dampfwagen sich einen Weg gebahnt, und ein Tunnel wölbt sich über die Bahn, die er hier durchläuft. Von Rosenstein aus kann König Wilhelm auch hinüberschauen auf das Stammschloß seiner Ahnen, wo jetzt in einem einfachen Tempel das Grab seiner Katharina steht. An der Seite Paulinens die in der Gesinnung Katharinas fortzufahren wußte, ist ihm unterdessen manche häusliche Freude vorübergegangen. Zwei Töchter vergönnte ihm das Schicksal, in seiner Residenz als glückliche Gattinnen neben sich weilen zu sehen, eine zog nach den Niederlanden, um dort einst eine Zierde des Thrones zu werden.

* *
*

Noch einmal, ehe wir scheiden, gewahren wir, wie sich Württemberg zu einem seltenen Feste schmückt, und vor Allem glänzt der Rosenstein im Feiergewande des Tages.

Es ist der 23. September 1847. Der Kronprinz hat sich eine Gemahlin heimgeführt, und heute

hält sie von dem Rosenstein hernieder ihren ersten feierlichen Einzug in die Residenz. Der Donner der Kanonen, das Hoch des Volkes, das Läuten der Glocken, Gesang und Musik tönen wirr durcheinander, und das Auge blickt trunken auf die flatternden Fahnen, die prangenden Ehrenpforten, den Glanz der Uniformen, die Pracht der Häuserzierden und das bunte Gewimmel der Menge.

Glück auf! Möge Maria Feodorownas Enkelin, die Nichte Katharina Paulownas, Württemberg eine zweite Katharina, mögen die sinnigen Zeilen Justinus Kerners, mit denen er sie in Weinsberg begrüßte, zur Wahrheit werden und sie einst als Königin, dem Lande ein heilbringendes Gestirn aufgehen vom Engel Katharina gesandt:

Fahr' freudig weiter in dein schönes Land,
Wo immer Berge grüßen dich aufs Neue
Mit goldnen Trauben von der Felsenwand
Hin wo der Fruchtbaum seinen grünen Bogen
Zum Schattendach dir wölbt an Nekars Strand,
Der zu Dir eilt in himmelblauen Wogen,
In's Land, wo Bürgerherzen hell gezogen
Um's Königshaus ein diamant'nes Band.

Und wer hat Dich, Du Lieblichste! gesandt?
Der Engel, der zu früh sich fern gewandt,
Der Engel, der wie Du, ein Stern aus Norden
Zum Liebessterne unserm Land geworden.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hänle, Siegfried,

Deutsche Lustschlösser

Bd.: 1,2

Würzburg 1847

Germ.g. 283 s-1,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10016489-9